

ED 129 - 1 - 1

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 5476/75	Best. ED 129/1
Rep. H0/90"	Kat.

W

ED 129-1-2

ERGÄNZUNG MEINES TAGEBUCHS.

(vom 16. Februar 1934 bis zum 5. April 1945)

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

KAPITELÜBERSICHT.

1. Kapitel: Eine lange Vorrede über Memoiren im Allgemeinen und mein Tagebuch im Besonderen.
2. " Meine Umwelt.
3. " Die goldene Jugendzeit.
4. " In Amt und Würden.
5. " In Afrika und Italien.
6. " Wieder auf der Domänenabteilung der Regierung in Breslau.
7. " Der bedeutungsvolle Herbst 1931.
8. " Mit 41 Jahren zum ersten Mal Weihnachten zu Hause.
9. " Das letzte Jahr in Breslau.
10. " Vor dem Sturm.
11. " Der "Aufstieg."
12. " Potsdam.
13. " Der erste Sturz.
14. " Ab nach Stettin.
15. " Stettin.
16. " Das "Lager Bredow".
17. " Der Blutsommer 1934.
18. " Generalfeldmarschall von Mackensen.
19. " Der Tod des Vaters.
20. " Herr auf Sophienthal.
21. " Wieder Soldat.
22. " Die Weihnachtszeit 1935.
23. " Das Jahr 1936.
24. " Das Jahr 1937.
25. " Dem zweiten Sturz entgegen.
26. " Der ereignisreiche Herbst 1938.
27. " Merseburg.
28. " Der Einzug in die Domkurie.
29. " Frau Ilsebill wird Papst.
30. " Der gewitterschwüle Sommer 1939.
31. " Der Krieg ist da!
32. " Der sibirische Winter 1940.
33. " Die Erde bebt.

34. Kapitel: Der Bombensommer in Marseburg.
35. " Noch einmal Weihnachten zu Hause.
36. " Beim Reiter Regiment 10 in Torgau.
37. " Chef einer schweren Schwadron der Aufklärungs-
abteilung 255.
38. " In den Krieg mit Rußland.
39. " In Richtung Moskau!
40. " "Unverhofft kommt oft."
41. " Zweiter Generalstabsoffizier bei einer Division.
42. " Der Winter 1941/42 in Rußland.
43. " Die "Schlamperiode".
44. " Ein russischer Sommernachtstraum.
45. " Wider Willen in der Heimat.
46. " Quartiermeister beim LXXII.A.K.
47. " Ein französisches Wintermärchen.
48. " Das "unlösbare Problem".
49. " I a bei einer Infanterie-Division.
50. " Ernennung zum Kommandanten.
51. " Kreiskommandant von Huy.
52. " Ein schwerer Abschied und zwei frohe Wiedersehen.
53. " Frühling in Huy und Sophienthal.
54. " Die Invasion.
55. " Der Anfang vom Ende.
56. " Teplitz.
57. " Der Abschied von der Heimat.
58. " In Kurlazarett Reinerz.
59. " "Ich habe Mein Angesicht im Augenblick des Zorns
ein wenig vor dir verborgen".
60. " "Aber mit ewiger Gnade will Ich Mich deiner er-
barmen".

1. Kapitel.Eine lange Vorrede über Memoiren im Allgemeinen
und mein Tagebuch im Besonderen.

Seit meinem fünfzehnten Lebensjahr führe ich ein Tagebuch. Ich begann es auf Veranlassung meines Vaters, der mir den großen praktischen Nutzen eines solchen Buches vor Augen stellte und daran eine kleine Ermahnungsrede knüpfte, daß es nicht darauf ankäme, mit einem solchen Buch anzufangen, sondern es auch beharrlich täglich weiterzuführen, wozu ein gewisses Maß von Selbstbeherrschung erforderlich sei. Ich hatte natürlich, wie jedes Kind, und wie ich es auch bei meinen älteren Schwestern gesehen hatte, Kindertagebücher geführt und war mit Feuereifer daran gegangen, aber nach ein paar Tagen wurde es langweilig, und die täglichen Eintragungen hörten auf. Dann wurde nach geraumer Zeit wieder ein heroischer Anlauf genommen, aber auch er blieb bald stecken, und die Eintragungen waren höchst lückenhaft. Meist bezogen sie sich auf die Weihnachtszeit, die auf Tagebücher sehr anregend zu wirken scheint; denn auch in denen meiner Schwestern nahm die Weihnachtszeit stets einen bedeutenden Raum ein. So begann das Tagebuch meiner ältesten Schwester Elsbeth genannt Etta ebenfalls in einer Weihnachtszeit und zwar in jener hochbedeutenden, als ich auf dieser Welt am 29. Dezember 1889 anlangte. Zum Christfest hatten meine Schwestern den Esel Hans von meiner Großmutter aus Gr. Waldeck zum Geschenk bekommen, und die Eintragung vom 1. Januar 1890 lautete: "Der Esel ist entzückend; auch das Brüderchen ist ganz nett." Auch sonst boten unsere Tagebuch-Fragmente aus der Kinderzeit uns bis in diese Tage hinein viel Vergnügen, da sie reich an ungewollter Komik waren.

Ein sehr beliebtes Kinderbuch der damaligen Zeit, an dem sich schon unsere Eltern erfreut hatten, und das auch bei der späteren Generation noch sehr beliebt war, hieß: "Tagebuch dreier Kinder" mit seiner Fortsetzung "Mariens Tagebuch". Die drei Kinder hießen Wilhelm, Otto und Marie. Sie lebten auch auf dem Lande und hatten m.W. ebenfalls einen Esel. Jedenfalls fanden sich die meisten Kinder vom Lande in diesen 3 Geschwistern

mit ihrer ganzen Umwelt wieder, und das "Tagebuch dreier Kinder" in welchem die Geschwister abwechselnd je eine Woche beschrieben, fand allenthalben eifrige Nachahmung. Es wurde übrigens immer erzählt, daß diese drei Kinder tatsächlich existiert und mit Familiennamen v. Blumenthal geheißen hätten. Ich habe auch Mitglieder der Familie kennen gelernt, jedoch nie in Erfahrung bringen können, ob das beliebte Kinderbuch wirklich in ihrer Familie gespielt hätte.

Jedenfalls führten auch meine zwei älteren Schwestern und ihre beiden etwa gleichaltrigen Cousinsen aus Abbarten, anscheinend nach dem Muster jener beliebten Kindererzählung, ebenfalls ein gemeinsames Tagebuch, in welchem die vier Mädels abwechselnd je eine Woche schilderten und welches für uns später eine Quelle großer Heiterkeit bildete. Es befand sich noch bis vor wenigen Jahren in einer uralten Kommode im Bücherzimmer meines väterlichen Gutes Sophienthal. Diese war von unserm Familien-Stammsitz Abbarten, das ehemals meinem Großvater und damals dem älteren Bruder meines Vaters, Elimar, gehörte und nur durch eine fast 3 Kilometer lange, wundervolle, alte Lindenallee getrennt. Etwa in der Mitte war von jeher der "Rendez-vous-Platz" zwischen Abbarten und Sophienthal und dort, in der Höhlung eines der alten Baumriesen befand sich das Versteck, wo das kostbare Dokument hinterlegt wurde, wenn es alle 14 Tage zwischen Abbarten und Sophienthal zu den Eintragungen hin und herwanderte. Es wurde dann gelegentlich von den "Schriftstellern", meinen Schwestern bzw. meinen Abbarter Cousinsen Madeleine und Bertha aus dem sicheren Versteck in der Baumhöhle abgeholt.

Aber auch dieses "Tagebuch vierer Kinder", so nett und zugleich reich an ungewollter Komik es war, teilte das Geschick seiner Mitgeschöpfe, indem es allmählich, um ein kühnes Bild zu gebrauchen, im Sande versickerte, und ~~mit sehr schlechtem Erfolg~~ genau also das Gleiche, wie bei meinen zahlreichen Tage- und Notizbüchern der Kinderzeit. Aber im Jahre 1905- ich war damals 15 Jahre alt- wurde es anders. Ich nahm mir die Mahnung meines Vaters zur Beständigkeit zu Herzen und beschloß, nunmehr ein Tagebuch nicht nur anzufangen, sondern auch mit eiserner Konsequenz ad infinitum weiterzuführen. Ein merkwürdiger Umstand kam mir dabei zu Hilfe: Kurz zuvor hatte ich eine Art von innerer Umwandlung erfahren, deren Bedeutung mir erst in späteren Jahren klar wurde. Ohne "Seelenanalyse" treiben zu wollen, glaube ich, daß mir

von Natur eine gewisse Unbeständigkeit anhaftete, die sich in der verschiedensten Weise äußerte und mit vielen andern Charakterfehlern eng verbunden war, teils aus ihnen entsprang, teils solche im Gefolge hatte. Ich nenne nur Hang zur Unordnung, Mangel an Selbstbeherrschung, Launenhaftigkeit, Jähzorn, Wankelmüt. Dieses war mir in einer Art von innerer Offenbarung klar geworden, wenn ich auch damals weder die Zusammenhänge durchschaute, noch dieser Erkenntnis einen Namen zu geben vermochte. Jedenfalls litt ich unbewußt unter jenem Mangel an Selbstbeherrschung, den ich heute "innere Disharmonie" nennen würde. Damals nannte ich es "Unordnung" und traf damit unbewußt das Richtige, zumal wenn man diese "Unordnung" nicht nur auf die äußeren Dinge bezieht, sondern auch auf das Innere überträgt. Umgekehrt ist es die Ordnung, die "segensreiche Himmelstochter", die nach den Erkenntnissen meines Lebens unser Glück und unsere Zweckbestimmung ausmacht; denn Gott ist die Ordnung; Sein Negativum, der Satan, ist die Unordnung. Für diese "Ordnung" gibt es viele Namen, die mehr oder weniger jedoch das Gleiche ausdrücken und jedenfalls auf das Gleiche hinauslaufen. Am schönsten drückt es die Heilige Schrift mit dem Worten aus: "Es ist aber ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade." Aber schon das klassische Altertum kannte die Kardinaltugend der "temperantia", wofür "Maßhalten" oder "Mäßigkeit" eine viel zu schwache Übersetzung ist, und die jedenfalls mit der "inneren Harmonie" oder der "inneren Ordnung" eng verwandt, wenn nicht gar identisch ist. Diese hat nichts zu tun mit Temperamentlosigkeit oder gar einer gewissen Alters- Abgeklärtheit. Ich will mich über dieses Thema nicht länger verbreiten, sondern nur darauf hinweisen, daß diese innere Harmonie, die ich mit dem festen Herzen gleichsetzen möchte, vielen Menschen- und sie sind glücklich zu preisen-angeboren ist, während andere sich erst mühsam zu ihr durchringen müssen. Ich jedenfalls gehöre zu der zweiten Kategorie.

Alle diese Gedankengänge lagen mir als 15 jährigem Jungen zwar noch sehr fern; aber im Unterbewußtsein waren sie bereits vorhanden, und jedenfalls empfand ich es, daß mir die Beständigkeit eines festen Herzens aus Mangel an Selbstbeherrschung und Energie fehlte. Dies war die negative Seite der "Offenbarung", von welcher ich gesprochen habe; ihre positive Seite aber bestand in der beinahe blitzartigen Erkenntnis, daß das,

was mir fehlte, erringen zu müssen. In einem ebenso plötzlichen wie heroischen Entschluß nahm ich mir vor, gewissermaßen aus einem "schwankenden Rohr" eine "feste Eiche" zu werden. Wie weit mir das im Leben gelang, ist eine andere Frage; Eines steht jedoch fest: Von jener Zeit an ist der Wille zu dieser Festigkeit, der "inneren Harmonie", wofür Selbstüberwindung die Voraussetzung bildet, und was ich unter dem Namen "Ordnung" zusammenfaßte, in mir lebendig geblieben. Fast auf die Stunde könnte ich den Zeitpunkt jener "Umwandlung" angeben, Den lieben Gott ließ ich dabei völlig aus dem Spiel; aber sie erschien mir doch beinahe wie ein religiöses Erlebnis; und vielleicht war sie es in der Tat auch.

Nun will ich nicht behaupten, daß sich dieser Wille zur Ordnung und zur Beständigkeit nur auf hohe Ideale, die sogenannten "großen Dinge" erstreckte, im Gegenteil: Viel mehr noch auf die Dinge des täglichen Lebens, den Aufgabenkreis und das Gesichtsfeld eines 15 jährigen Knaben, kurz das, was man gemeinhin "klein und unbedeutend" zu nennen pflegt. Doch was heißt "klein" oder "groß", "bedeutend" oder "unbedeutend", "wichtig" oder "unwichtig"? Es gibt wohl kaum relativere Begriffe, und diese werden stets wechseln, ja sich geradezu umkehren, je nach dem Maßstab, der an sie gelegt wird. Vieles, was mir damals hochwichtig erschien, betrachte ich heute als unbedeutend und umgekehrt. Das, worauf es ankam, war: Sich auf sich selbst verlassen zu können und von jetzt an zu tun, was man sich vorgenommen hatte. Hierbei war es gleichgültig, worauf sich dieser Vorsatz bezog, ob darauf unter seinen Schulbüchern und sonstigen persönlichen Sachen Ordnung zu halten, von nun an früher aufzustehen, seine Tiere zu bestimmter Zeit zu füttern, irgend eine unbequeme Arbeit pünktlich auszuführen- oder auf hohe sittliche Ideale und heroische Taten. Unbewußt hielt ich dafür, daß, wenn das Eine in Ordnung ginge, auch das Andere durchgeführt werden würde, etwa gemäß dem Wort von autoritärster Stelle: "Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu, und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht."

Diese lange philosophische Abhandlung mag vielleicht wie eine Abschweifung aussehen; sie ist es aber durchaus nicht; denn jenes innere Erlebnis aus dem Jahre 1905, durch welches mir die "innere Ordnung" auf der Grundlage von Selbstbeherrschung und Beständigkeit zur Richtschnur meines Lebens wurde, ist eng verknüpft mit der Führung meines großen Tagebuches, welches ich am

6. April 1905 begann in dem festen Vorsatz, es täglich weiterzuführen und nicht wieder nach wenigen Tagen, wenn mir die Eintragungen langweilig und unbequem wurden, beiseite zu legen, um nach geraumer Zeit ein neues zu beginnen. Daß ich es allerdings seitdem über 40 Jahre meines Lebens fortführen würde, so daß am 6. April 1945 rund 14.500 Tage darin geschildert waren, das ahnte ich damals noch nicht und ebenso wenig, daß hiermit dieser 6. April ein bedeutsamer Tag in meinem Leben werden würde.

Die täglichen Eintragungen fielen mir anfänglich durchaus nicht leicht. Gar bald war der Reiz der Neuheit verblasst, und es war oft ein harter Entschluß, wenn man abends müde nach Hause kam oder tausend andere Dinge im Kopf hatte, sich dann auch noch hinzusetzen und Tagebuch zu schreiben. Oft kam es einem auch sinn- und zwecklos vor, und man wollte sich davor drücken mit der Entschuldigung, tägliche Eintragungen wären ja gar nicht nötig, sondern stellten nur eine gewisse Pedanterie dar, und was der Entschuldigungsgründe mehr waren. Dann siegte aber über Faulheit und Unlust stets der Gedanke an das "neue Leben", das ich mir selbst zugeschworen hatte und welches sich vor allem andern darin äußern sollte, konsequent das durchzuführen, was man sich vorgesetzt hatte, gleichgültig, worum es sich handelte. Eine Einschränkung hatte ich dabei allerdings gemacht: Sollte es sich in der Zukunft herausstellen, daß das Tun, zu dem man sich vor sich selbst verpflichtet hatte, nach ehrlicher Überzeugung unrecht oder völlig sinnlos sei, brauchte ich mich an meinen Vorsatz nicht mehr gebunden zu halten. Da ich nun aber beim besten Willen nicht behaupten konnte, daß die Führung eines Tagebuchs unrecht oder völlig sinnlos sei, fühlte ich sie in das "Gelöbnis zur Beständigkeit" einbegriffen und setzte meinen Stolz darin auch an diesem Objekt das "neue Leben" unter handgreiflichen Beweis zu stellen. Ich hatte mir für schweres Geld ein prunkvolles, riesiges Buch in grünem Einband angeschafft, und an jedem Abend machte ich gewissenhaft meine Eintragungen über die Erlebnisse und Ereignisse des betreffenden Tages, sowie meine mehr oder minder dummen Gedanken darüber; ausgeschlossen wurde in eiserner Konsequenz oder Pedanterie kein Tag, auch wenn ich öfters die Eintragung über ihn nicht gleich am selben Abend machte, sondern etwas später nachholte. So wurde aus einer Woche ein Monat und aus einem Monat ein Jahr, und sehr bald kostete mich diese "Beständigkeit" keine Überwindung mehr, sondern machte mir im Gegen-

teil eine gewisse Freude. Allmählich wurde aus dieser Freude geradezu ein Bedürfnis, mein Erleben auch schriftlich festzuhalten, so daß ich bei jedem frohen und jedem traurigen Ereignis dieses bereits gedanklich für die schriftliche Erwähnung oder Schilderung festhielt. Aus dem einen Jahr wurden mehrere Jahre, und das Buch wurde mir - es klingt etwas sentimental - zum Freunde. Ja, bald konnte ich mir das Leben ohne diesen treuen Begleiter in Freud und Leid überhaupt nicht mehr vorstellen. Dadurch, daß ich das Erleben festhielt, ging es nicht verloren, versank nicht wesenlos in das Nichts oder eine nebelhafte Erinnerung, sondern ich erlebte alles nach meinem Belieben immer wieder von Neuem, sowie ich die Blatt-Bände durchblätterte; denn aus dem ersten Buch im grünen Einband waren allmählich mehrere, zum Teil prunkvoll in Leder gebundene Bücher geworden. Das ganze Leben erschien mir dadurch, daß ich es festhielt, viel reicher geworden zu sein. In vielleicht etwas geistigem Hochmut bemitleidete ich beinahe die Menschen, die es nicht taten, indem mir das ohnehin schnell dahinfließende Leben schal und eintagsfliegenmäßig vorkam, wenn es nicht irgendwie festgehalten wurde, teils für mich selbst, teils für die staunende Nachwelt. Ich muß ohne Anmaßung feststellen, daß sich in der Welt wohl kaum ein ähnliches Dokument finden wird, nämlich ein Buch, worin das Leben eines Menschen von seinem 15 ten Lebensjahr durch 40 lange Jahre verzeichnet ist, ohne daß ein einziger Tag ausgelassen ist, kein Tag höchster Freude und tiefsten Leides. Ein solches Buch wäre mir schon vom rein menschenkundlichen Standpunkt aus interessant, selbst wenn das Leben des Verfassers noch so eintönig verlaufen wäre. Das kann ich von meinem Leben aber auch bei größter Bescheidenheit nicht gerade behaupten.

Nein, eintönig war mein Leben wahrhaftig nicht; ich wünschte geradezu oft, es wäre es mehr gewesen. Jedenfalls beneide ich die früheren Generationen - zumal die der Biedermeierzeit - um die sogenannte "Eintönigkeit" ihres Lebens; aber wie reich konnte auch dieses gestaltet sein, und wie interessant und beruhigend zugleich ist es, Tagebücher aus dieser Zeit zu lesen! Es brauchen durchaus nicht immer die berühmter Männer und Frauen zu sein.

Allerdings muß ich zugeben, daß das Führen eines Tagebuches auch seine Nachteile haben kann. Deren gibt es insonderheit zwei: Es kann erstens dazu leicht verführen, sich in die

Vergangenheit einzuspinnen und darüber die Realitäten der Gegenwart und der Zukunft zu vergessen, besonders einen Menschen, der von Natur schon etwas dazu neigt. Zum Zweiten kann das Führen eines Tagebuchs und damit die intensive Beschäftigung mit dem eigenen Leben und Erleben zu einem egozentrischen Denken verleiten, indem man dem eigenen Leben einen zu breiten Platz in seiner Gedankenwelt einräumt und darüber vergißt, daß auch der Mitmensch, genau wie man selbst, eine "ganze Welt" in sich trägt, daß diese aber meist ganz anders gestaltet ist, wie die in der eigenen Brust. Ich habe darüber sehr ausführlich in meinen "Gedanken in der Gefangenschaft" geschrieben und bin dabei zu dem Schluß gekommen, daß es auch hier zur "temperantia", dem Maßhalten in allen Dingen - kurz zur "inneren Ordnung" gehört, nach keiner der beiden Seiten zu übertreiben, weder nur der Gegenwart zu leben, ohne liebevolles und nutzbringendes Gedenken der Vergangenheit, noch sich in diese einzuspinnen in dem Wahn, daß alles in ihr sonnenüberstrahlt gewesen sei, während Gegenwart und Zukunft in düsterem Nebelgrau lägen; weder stumpfsinnig in den Tag leben, ohne sich des großen Gnadengeschenks der eigenen Gedankenwelt und der eigenen Persönlichkeit, in denen sich die ganze Welt widerspiegelt bewußt zu sein, noch über diesem Glück egozentrisch zu werden, sich selbst zum Maßstab aller Dinge zu machen und darüber zu vergessen, daß in den Mitmenschen sich die Welt auch, aber anders, spiegelt.-

Ein gewaltiger Vorteil eines Tagebuchs, den es insonderheit den aus der Rückschau geschriebenen Memoiren voraushat, sei^{jedoch} nicht vergessen: Das Tagesgeschehen und die eigenen Gedanken darüber können nicht "retouchiert" werden, wie es bei Memoiren nur zu leicht selbst bei größter Ehrlichkeit geschieht. Das Tagebuch ist ein unbestechliches Spiegelbild der tatsächlichen Ereignisse, zum mindesten aber des Erlebens derselben. Bei der Niederschrift aus weiter Rückschau dagegen mischen sich nur zu leicht Gedankengänge einer späteren Zeit, Wunschträume und je nachdem mildernde oder verstärkende Übertreibungen in das Bild hinein, von tatsächlichen Gedächtnisfehlern ganz zu schweigen. Als Beispiel möchte ich nur die "jeweils herrschenden" politischen Anschauungen anführen. Ich und meine Zeitgenossen haben deren Wandel ja genugsam erlebt. Wird es bei Memoiren nicht meist das ungewollte und unbewußte Streben eines jeden sein, sich die "herrschenden Anschau-

ungen" der gegenwärtigen Zeit auch schon für die Vergangenheit anzudichten? Wird es nicht das unwillkürliche Bestreben jedes Mannes sein, das "Ich habe es immer gesagt" unter Beweis zu stellen? Bei einem Tagebuch- vorausgesetzt natürlich, daß man es ehrlich geführt hat, - ist eine solche "Retouchierung" unmöglich. Schonungslos steht es dort schwarz auf weiß: So hast du damals gedacht und solches hast du prophezeit. Du hast es also garnicht schon "immer gewußt" und "immer gesagt." Etsch!

Zu all den unermeßlichen Gefühlswerten, die mein Tagebuch für mich besaß, kam sein ungeheurer praktischer Nutzen hinzu. Wie viele Namen von Personen und Ortschaften, wie viele Ereignisse in der Familie und in der großen Welt, wie viele eigene Erlebnisse, an deren Zurückrufung ins Gedächtnis einem aus diesem oder jenem Grunde viel lag, konnten an der Hand des Tagebuches mit einem Schlage festgestellt werden. "Wie hieß doch schon dieser oder jener?", "Wo waren wir doch schon damals? Wie waren die Weihnachten in jenem Jahr, und auf welchen Termin fiel damals Ostern oder Pfingsten? Wann war doch schon dieser kalte Winter oder jener heiße Sommer? Wann ist damals mit der Saatbestellung begonnen worden, und wann wurde der Roggen angehauen? Wann ist der Geburtstag von diesem und der Todestag von jenem? Wann war die grüne Hochzeit der A's und wann ist die silberne Hochzeit der B's? Wie hoch war damals der Preis dieser oder jener Ware und wieviel habe ich hierfür oder dafür bezahlt?" - Ich glaube, ein dickes Heft würde nicht ausreichen, wollte ich alle die Fragen aufzählen, die täglich auftauchten und die mein treuer Begleiter rasch und wahrheitsgetreu beantwortete! Mit einer gewissen Pedanterie verzeichnete ich z. B. an jedem 21. März (Frühlingsanfang) und 23. September (Herbstanfang), wie das verflossene Winter- oder Sommerhalbjahr klimatisch gewesen war, wann mit der Frühjahrs- und Herbstbestellung, der Ernte und den Pflanzungen im Walde begonnen wurde; und in die Seiten des Tagebuches legte ich so manches "Dokument", angefangen von interessanten und bedeutungsvollen Briefen über jeweilig geltende Briefmarken oder Notgeldscheine, Hochzeitsmenus, Todesanzeigen, Grab- oder Hochzeitslieder, Placements von Sophienthaler Gesellschaften, Photos und kleinere Urkunden bis hinab zu gepreßten Vierklees und Blumen ^{von zarter Hand} oder allweihnachtlich einer Weihnachtskarte, - ein buntes Gemisch von "Kleinigkeiten"; aber "das Leben setzt sich aus Kleinigkeiten zusammen", sagt Dickens. Mit der Zeit und in der Erinnerung gewannen auch diese Dinge Leben.

Die Jahre gingen dahin. Es kam der 1. Weltkrieg. In Ostpreußen drohte der Russeneinfall. Zusammen mit dem Silber und anderen Familienkostbarkeiten wurde auch mein Tagebuch, das damals schon aus zwei Bänden bestand, zur Schwester meines Schwagers Rohrscheidt, Baronin Rechenberg, nach Dresden gesandt, wo sie es in einem Bankfach verstaute. Meine letzte Eintragung vor dem Ausrücken ins Feld am 1. August 1914, als ich die Meinigen, die Heimat und auch mein Tagebuch einem ungewissen Schicksal überlassen mußte, schloß mit den Worten "Jesus Christus gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit." In den Krieg konnte ich ja den dickbändigen Folianten nicht mitnehmen; daher mußte ich mich darauf beschränken, meine Eintragungen in ein kleines, handliches Heft vorzunehmen und sie dann später, als ich mit meinem Tagebuch wieder frohes Wiedersehen gefeiert hatte, in dieses abzuschreiben.

Und die Jahre kamen und gingen in rasendem Wechsel der Zeiten. Der Weltkrieg ging zu Ende, und Kaiser- und Königreiche stürzten zusammen. Der Friede wurde geschlossen, und ein neues Zeitalter zog herauf. Meine Schwestern heirateten und verließen das Elternhaus. Die Großmutter, unsere geliebte grand'mère, der Mittelpunkt der großen Waldecker Familie, ging von uns, und im gleichen Jahre schlossen sich auch die treuen Mutteraugen für immer. Mein stolzes Regiment, dem ich 6 Jahre angehört hatte, wurde aufgelöst, und ich zog in bitterem Abschiedsschmerz den grauen Rock aus. Ich wurde Regierungsreferendar und Regierungsassessor und kam in Amt und Würden. Ich wurde hierhin und dorthin versetzt und schloß neue Bekanntschaften und Freundschaften, während alte Freunde, einer nach dem andern, mich für immer verließen, darunter mein ältester Jugendgefährte Albrecht Stockhausen in freiwilligem Tod während eines Anfalls geistiger Umnachtung 14 Tage nach seiner Hochzeit. Ich wurde Vormund meines kleinen Vetters Eckart, des einzigen Sohnes unseres lieben Gert. Unser alter Familiensitz Abbarten, der 150 Jahre zuvor von Friedrich dem Großen der Familie von Stutterheim "zum ewigen Besitz" übereignet war, wurde verkauft und mit ihm viele alte Herrensitze aus der Verwandtschaft und Freundschaft. In der Welt gab es weiterhin Krieg und Frieden, Bündnisse und Revolutionen. Könige und Präsidenten kamen und gingen. Zwischen dem Papst und dem König von Italien wurde Frieden geschlossen, und das alte Spanien, über dessen Grenzen einst die Sonne nicht untergegangen war, verjagte

seinen König. In Deutschland wurde ein neues "ewiges Reich" gegründet, aber die Ewigkeit dauerte nur 12 Jahre und 3 Monate. Mir selbst hielt das Leben eine eindringliche Predigt über das Bibelwort "Wir haben hier keine bleibende Statt," aber zum Glück auch über den anderen Spruch "Meine Zeit, Gott, stehet in Deinen Händen". Ich wechselte meinen Wohnsitz wie ein Hemd: Sophienthal und Lüben, Königsberg und Wehlau, Heinrichswalde und Heydekrug, Gumbinnen und Allenstein, Breslau und Potsdam, Stettin und Merseburg, Stolp und Torgau, und während meiner Soldatenzeit war ich überall und nirgends zu Hause. Am 14. Februar 1935 kehrte ich aus Stettin wieder einmal heim in mein altes Vaterhaus Sophienthal, das seit einem Tage nicht mehr Vaterhaus war, nachdem auch der Vater uns verlassen hatte. Ich wurde Besitzer von Sophienthal, um es 10 Jahre zu bleiben. Inzwischen war ich Regierungsvizepräsident geworden und wurde Rittmeister bei den Reitern in Stolp. In unserm Vaterland tobten sich schrankenlose Willkür- und Gewaltherrschaft auf dem Boden des positiven "Anti-Christentums" aus, und am Horizont stieg drohend ein neuer Weltkrieg herauf.

Als ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht jedoch ging durch diesen Zeitenstrudel mein Tagebuch mit mir, registrierte wie eine feine Magnetnadel alle Schwankungen der Umwelt und Innenwelt, bald "himmelhochjauchzend", bald "zu Tode betrübt", scheinbar allen Schwankungen mit unterworfen, aber doch in sich selbst feststehend ~~in dem Mittelstücken, wie ein Symbol der Ewigkeit~~ in mitten all der Vergänglichkeit. Es war ja nur 15 Jahre jünger als ich und näherte sich seinem 40ten Lebensjahr. Es war zu 7 dickleibigen Bänden angewachsen und ruhte während des Krieges sicher in der alten, festen "Dokumentenkommode" im Bücherzimmer zu Sophienthal. Was konnte passieren, da ja das alte Sophienthal durch ein Königswort schwarz auf weiß mit königlichem Insiegel für "ewige Zeiten" meiner Familie und nunmehr mir selbst übereignet war, und 165 Jahre diesem Versprechen treu geblieben war.

Auch der zweite Weltkrieg neigte sich seinem Ende zu. Ganz Deutschland war ein einziger Trümmerhaufen; der endgültige Zusammenbruch rückte unaufhaltsam näher, und die Russen waren bereits in Ostpreußen eingedrungen. Ich war damals nach dem Zusammenbruch im Westen zufällig in Deutschland in Garnison und nahm mir kurzen Urlaub, um die zum Teil schon auf der Flucht befindli-

chen Meinigen wiederzusehen, Abschied von der Heimat zu nehmen und meinen treuen Lebensbegleiter, das Tagebuch, zu retten. Am 14. November 1944 reiste ich von Sophienthal ab, um es nicht mehr wiederzusehen, und schleppte einen mächtigen Koffer, der neben vielen anderen Dokumenten, Wertsachen und Andenken das 7 bändige Tagebuch enthielt, mit mir aus der bedrohten Heimat fort. Die Russen standen bereits 80 Kilometer entfernt ostwärts. Der Koffer wog wohl mindestens 1 1/2 Zentner; und meinen braven Burschen, mit dem ich sonst immer zu reisen pflegte, hatte ich nicht mehr bei mir. Es war daher keine Kleinigkeit, das Kofferungetüm in den schauerlich überfüllten Zügen glücklich bis Torgau, meinem damaligen Garnisonort, zu schaffen. Aber dank der Unterstützung hilfsbereiter Landser gelang es, und das Tagebuch bezog seine neue Wohnung in meinem netten Quartier in Torgau. Es war höchst erstaunt über diesen Wohnungswechsel, da es sich berechtigter Weise eingebildet hatte, ebenso wie die letzten Jahrzehnte, mindestens die nächsten 100 Jahre seines Daseins in der mächtigen alten Dokumentenkommode im Bücherzimmer zu Sophienthal zu verbringen, da diese; ja "für ewige Zeiten" meiner Familie übereignet war und sich im "dritten Reich" befand, dessen "Ewigkeit", zum mindesten aber "tausendjähriges Bestehen" gleichfalls von autoritärer Stelle garantiert war. Das gute Tagebuch sollte gar bald eines anderen belehrt werden: Die Russen näherten sich auch Torgau. Die Flüchtlingsströme ergossen sich bereits durch die Straßen des stillen Städtchens; ein Bombenangriff, der mehrere Todesopfer gefordert hatte, kündigte den erschreckten Bürgern das Nahen der Kriegsfurie an, und ich selbst mußte am 5. Februar wieder ins Feld ausrücken. Am Tage vorher- es war der Sonntag Sexagesimae unvergeßlichen Angedenkens- besuchte ich noch einmal den Gottesdienst in Torgau, über dem bereits ein Todeshauch lag, und wo das Lied gesungen wurde "Die Herrlichkeit der Erden muß Rauch und Asche werden; kein Fels, kein Erz kann stehen. Das, was uns kann ergötzen, was wir für ewig schätzen, wird als ein leichter Traum vergehn". Da wurde es wohl auch meinem klugen Tagebuch klar, was es mit der "Ewigkeit", die die Welt uns verkündet, auf sich hat.

Ich hatte keine Zeit und Gelegenheit mehr, den Sophienthaler "Dokumentenkoffer" nach Merseburg, meinem damaligen zivilen Wohnsitz, zu schaffen. Daher machte ich am Abend des 3. Februar, wie seit 40 Jahren üblich, meine Eintragung in das Tagebuch die die letzte sein sollte. Dann legte ich es zu den tausend an-

dem Dokumenten und Andenken in den mächtigen Koffer, und es kam mir vor wie die Einsargung eines teuren Freundes, meines zweiten "Ich", welches mein Leben wie ich selbst erlebt hatte. Dann schaffte ich es an jenem furchtbaren Todessonntag, dem 4. Februar 1945, mit Hilfe eines Landsers von meinem Bataillon, in den Luftschutzkeller des Landratsamts, um es einem ungewissen Schicksal zu überlassen, und es war wie eine Beisetzung erster Klasse. Am folgenden Tage rückte ich zum letzten Mal ins Feld hinaus, diesmal zur Heeresgruppe Süd nach Ungarn.

Und das Leben ging seinen Gang weiter. Städte und Dörfer, Burgen und Dome, Festungen und Schösser sanken weiterhin in Schutt und Asche; vieles teure Blut floß, die Flüchtlingsströme ergossen sich von Osten nach Westen und von Westen nach Osten, die Herrlichkeit Deutschlands schwand dahin, und Not und Elend stiegen gen Himmel, -als-wenn- "als noch niemals war auf Erden". Ich selbst und die Meinigen wurden aus allen den Schrecknissen errettet, "Wie ein Feuerbrand, aus dem Ofen gerissen". Die geliebte Heimat ging verloren, der Zusammenbruch ohnegleichen erfolgte im Mai 1945, und zugleich ging auch die große "Zäsur" durch mein Leben; ich kam in Kriegsgefangenschaft, und der Herr Regierungsvizepräsident, Rittergutsbesitzer und Major verwandelte sich in den Gefangenen Nr. so und so viel. Das Leben ging jedoch auch jetzt weiter und kümmerte sich nicht viel um lächerliche Einzelschicksale, vollends nicht um solche Sentimentalitäten wie ein gefährdetes Tagebuch. Aber ich selbst hatte meinen alten, treuen Freund nicht vergessen, sondern im Wochen und Monaten dachte ~~ich~~ an sein Schicksal. Das Letzte, was ich noch für ihn tun konnte, war gewesen, daß ich schriftlich den treuen Regierungsschauffeur Broich in Merseburg angefleht hatte, den Dokumentenkoffer aus Torgau herauszuretten, ihn ins Gewahrsam nach dem Merseburger Schloß zu schaffen und ihn dort während der kommenden Kriegereignisse zu behüten. Ob dieses aber geschahen war, ahnte ich natürlich nicht, da man ja von jeder Verbindung abgeschnitten war. Ich ~~schickte~~ ~~Mal~~ ~~an~~ ~~den~~ ~~Regierungsvizepräsidenten~~ ~~das~~ ~~Schicksal~~ ~~meines~~ ~~Lebensbegleiters~~, blieb aber meiner Gewohnheit treu, weiterhin unter den größten Schwierigkeiten tägliche Eintragungen in "Ersatztagebücher" zu machen, wenn diese oft auch nur aus losen Zetteln bestanden. Ich gab jedoch die schwache Hoffnung nicht auf, diese Notizen noch einmal wieder in mein altes Tagebuch übertragen zu können.

Diese Hoffnung wurde zunächst belohnt. Vier Tage vor

Weihnachten 1945 erhielt ich in die Gefangenschaft die Freudenbotschaft, daß mein Dokumentenkoffer mit den Tagebüchern gerettet sei. Ich betrachtete es als ein Wunder, da meine sämtlichen sonstigen Sachen in Torgau der Plünderung zum Opfer gefallen waren, während der Koffer von meinem treuen Chauffeur aus Torgau herausgeholt und bis dahin in allen Kriegswirren behütet worden war. Es war mir, als ob ich die Nachricht erhalten hätte, daß ein für tot gehaltener Freund doch noch am Leben sei.

Jedoch eine neue Sorge tauchte auf: ~~meines Lebensfreundes wurde durch eine neue Sorge abgelenkt, eine Sorge, die mich bis in diese Tage hinein verfolgt und beschäftigt hat.~~ Wie komme ich wieder in Besitz des Buches? Inzwischen war auch die Provinz Sachsen durch die Russen besetzt worden, und der "eisene Vorhang" zwischen Ost und West war gefallen. Bei der fast hermetischen Absperrung der Grenzen erschien es beinahe unmöglich, in absehbarer Zeit je wieder den kostbaren Koffer zu erlangen. Wie viele tausend Möglichkeiten erwogen und wieder fallen gelassen wurden, und wie viele vergebliche Versuche zu dem Zweck unternommen wurden, vermag ich nicht hier aufzuzählen. ~~Die Zeit ging zwischen Besprechungen und Hoffnungen in dieser Hinsicht dahin.~~ Da zeigte sich endlich ein Hoffnungsschimmer am Horizont. Die Möglichkeit schien gegeben, in Kürze den Koffer herüber zu bekommen. Meine Freude war übergroß, und ich malte mir schon den Tag aus, an dem ich nach 2 1/2 Jahren Wiedersehen mit meinem treuen Lebensbegleiter feiern würde. Statt dessen kam ein dunkler Tag - es war der 5. Juli 1947 -, an dem ich die Nachricht erhielt, daß der Hauptteil des ~~xxxxxxx~~ Tagebuchs in schurkischer Weise vernichtet sei! Der gebliebene Rest wurde mir aus der russischen Zone herübergebracht. Ich holte ihn von Ludwigstadt an der Zonengrenze ab, und am 26. Juli beging ich nach fast genau 2 1/2 Jahren tatsächlich das Wiedersehen mit meinen - ach, so verstümmelten - Freunden. Die beiden letzten Bände des Tagebuchs, die die Zeit vom 16. Februar 1931 bis zu jenem geschilderten 4. Februar 1945 und damit den Höhepunkt meines Lebens und Schaffens umfassen, sind unwiederbringlich dahin! Die täglichen Eintragungen von 14 langen Lebensjahren, in denen meine gesamte Tätigkeit als Regierungsvizepräsident und als Besitzer von Sophienthal sowie meine zweite Soldatenzeit in Frieden und Krieg eingeschlossen waren, sind vernichtet, nicht durch Kriegseinwirkungen, sondern durch eine gewissenlose und wahnsinnige Schurkentat! Das Einmalige an

diesem Tagebuch, seine Lückenlosigkeit während 40 Jahren, ist geschwunden. Ich werde es nie wieder zu Gesicht bekommen und niemals mehr in ihm etwas aus den bedeutsamsten Jahren meines Lebens lesen können. Als mir das alles am Abend des 26. Juli klar wurde, da packte mich doch eine Art von Verzweiflung und der Gedanke, daß Menschen mir dies bewußt angetan haben, machte sie noch bitterer. Doch ich will schweigen von diesem allen und meinem Haß nicht die Zügel schießen lassen. Möge daher allmählich ein Schleier des Vergessens über jene Wahnsinnstat und meine unfruchtbaren Trauergedanken fallen!-----

Meine stumpfe Resignation wegen der Verstümmelung meines Tagebuchs dauerte gottlob nur wenige Tage. Dann raffte ich mich energisch auf. Nicht der billige Trost half mir darüber hinweg, daß es ja schlimmere Dinge gäbe, als den Verlust eines Tagebuchs denn man kann schließlich bei jedem Leid sagen, daß es noch traurigere Sachen gäbe, und außerdem vermag ich nicht den tiefen Schmerz über die Vernichtung eines Lebenswerkes zu bagatellisieren; wohl aber ~~an~~ der Appell an mein Bekenntnis zur "inneren Ordnung", von der ich so viel gesprochen, ~~habe~~ und die ich mir selbst mein ganzes Leben lang gepredigt habe, war es, der mich wieder hoch riß; denn zur inneren Ordnung und Harmonie gehört ja auch die Überwindung eijer jeden Schwierigkeit, die Gott uns in den Weg legt. Eng verbunden mit solcher Überwindung ist der Opfergedanke, der- richtig aufgefaßt- die Seele erhebt und wieder frei macht.

Zunächst riß ich mich also einmal zusammen und versuchte es energisch mit mehr oder minder großem Erfolg, die unfruchtbaren und dauernd bohrenden Gedanken über die Sinnlosigkeit des Geschehens auszuschalten; sodann faßte ich einen heroischen und kühnen Entschluß: Nämlich die gegenwärtige Muße dazu zu benutzen die 14 jährige Lücke in meinem Tagebuch durch nachträglich geschriebene Erinnerungen auszufüllen. Ein Ersatz für die täglichen Eintragungen, die ja gerade das Einmalige in diesem Buch ausmachten, können sie zwar niemals werden; auch bin ich mir der Schwierigkeiten des Vorhabens wohl bewußt, ohne nennenswerten Unterlagen, nur aus dem Gedächtnis heraus, das Erleben von 14 Jahren zu rekonstruieren; aber wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, und daher ging ich unverzüglich ans Werk. Einen festen und feierlichen Entschluß habe ich dabei als erste Voraussetzung für das Unternehmen gefaßt: Mich in ehrlicher Selbst-

prüfung streng an die Wahrheit zu halten, soweit dies in Menschenkraft liegt, jedenfalls unter keinen Umständen mir nachträglich Gedankengänge anzudichten, die ich damals vielleicht garnicht oder nicht in dem Maße gehabt habe. Irrtümer werden sich oft nicht völlig ausschalten lassen, aber bewußt sollen sie nicht herbeigeführt werden. Die Wahrheit sei oberste Richtschnur und jede Schönfärberei soit odieuse.

Eine große Schwierigkeit allerdings stellte sich einer derartigen wahrheitsgetreuen Berichterstattung in den Weg. Das ist die bereits erwähnte Wandelbarkeit der "jeweils herrschenden" politischen und Stömungen und Weltanschauungen. Ich selbst kann ein Lied davon singen und habe darin bei mir selbst und den Memoiren anderer meine Erfahrungen gemacht! Nur um ein Beispiel aus den letzten Jahren anzuführen: Wie oft wurde mir während des nationalsozialistischen Régimes der Vorwurf gemacht, die Ausführungen in meinem Tagebuch seien zu freiheitlich, pazifistisch und betont christlich- kurz zu anti-nationalsozialistisch; und an den Vorwurf wurde meist die düstere Prophezeiung geknüpft, das Tagebuch würde mich noch einmal ins Konzentrationslager bringen. Nach dem Zusammenbruch von 1945 jedoch erlebte ich an vielen meiner Schriften die milde Kritik, dieselben seien zu konservativ und militaristisch! Jetzt wurde dasselbe Tagebuch mit der

~~Dasselbe Tagebuch, welches mich wegen meiner kriegsfeindlichen und antinationalsozialistischen Gedanken in's Konzentrationslager bringen sollte, wurde jetzt mit der Begründung vernichtet, es hätte z.T. zu militärfreundliche und antidemokratische Gedankengänge enthalten und bis 1933 sogar eine starke Zu- neigung zum Nationalsozialismus gezeigt!~~

Ich bin anmaßend genug, daß diese diametral entgegengesetzte Kritik an meinen Schriften mir beweist, daß ich auf dem rechten Wege gewesen zu sein scheine, und daß die "temperantia" die innere Ordnung, nach der ich ringe, meine Richtschnur gewesen ist. Diese innere Ordnung, das Maßhalten in allen Dingen, kennt zwar keine goldene Mittelstraße zwischen gut und böse, wohl aber eine solche zwischen den jeweils als Evangelium verkündeten "Weltanschauungen" und politischen Strömungen; denn diese Harmonie der Gottesordnung, die am strahlendsten durch das Christentum repräsentiert wird, duldet keinen Überschwang, nach welcher Seite es auch sei. Jede Maßlosigkeit wird zum "Bösen"; denn alle 150 prozentigen Übertreibungen, selbst richtiger und guter Prin-

zipien, geschehen auf Kosten der tausend anderen ebenso richtigen und guten Gedankengänge und führten endlich zu Wahnsinn und zum Verbrechen. Das haben wir in den letzten Jahren genugsam erlebt.

Soweit ich daher meinem Grundsatz der maßhaltenden "inneren Ordnung" treu geblieben bin, kann ein jeder, sofern es ihm Spaß macht, in den Gedankengängen meiner Aufzeichnungen alle Weltanschauungen und politischen Strömungen antreffen. Man kann mich freisinnig und liberal nennen; denn innere und äußere Freiheit ist mir stets als das erstrebenswerteste irdische Gut erschienen; man kann mich aber ebenso gut auch konservativ nennen; denn ich halte dafür, daß die wahre Freiheit, soll sie nicht zur Anarchie oder zur Tyrannei werden, durch eine autoritäre Führung geschützt werden muß. Man kann mich meinetwegen auch als Judenfreund bezeichnen; denn ich weiß es, wie unendlich viel wir dem Judentum zu verdanken haben und habe selbst vieles Gute von edlen und charakterlich hochstehenden Juden erfahren; man kann mich aber auch mit dem gleichen Recht als Antisemiten verschreien, da ich mich stets dagegen gewehrt habe und wehren werde, daß das Judentum in einem anderen Volk - wie es zeitweise in Deutschland geschehen ist - die schrankenlose Macht auf politischem und kulturellem Gebiet an sich reißt. Man kann mich zu den Pazifisten und entschiedenen Gegnern des Militarismus zählen; denn ich halte jeden Krieg für das größte Unglück, das die Menschheit treffen kann, und verurteile aufs entschiedenste jede Entfesselung oder gar Lobpreisung des Krieges; man kann mich aber auch einen passionierten Soldaten nennen, denn ich vermag das echte, zur Verteidigung bestimmte und viele gute Eigenschaften entwickelnde Soldatentum nicht als eine verbrecherische Institution anzusehen, sondern betrachte es vielmehr als ein Instrument des Friedens und eine Schutzwehr der Ordnung und damit des Guten. So könnte man weiterhin aus meinen Aufzeichnungen im gleichen Atemzug herauslesen, daß ich Individualist und Kollektivist, Kapitalist und Sozialist, Anhänger einer autoritären Regierung und Demokrat, Nationalist und Weltbürger zugleich wäre. In Wahrheit bin ich keins von Allem oder auch von Allem etwas im Sinne der ~~„Kollektiven Mittelklasse“~~ "inneren Ordnung."

Dieser Ausflug ins Feld der Seelenanalyse möge zum Verständnis meiner Tagebuch-Ergänzung dienen; denn eine solche soll die folgende Schrift werden, nicht, anderes, vor allem kein Memo-

irenwerk, mit dem sie nur das gemeinsam hat, daß auch sie aus der Rückschau geschrieben ist; im Übrigen aber soll sie das Gegenteil von "Denkwürdigkeiten" werden, nämlich nach Möglichkeit eine schlichte, chronologische Rekonstruierung der vernichteten Folianten, die meine Eintragungen vom 16. Februar 1931 bis zum 3. Februar 1945 enthielten. Vom 6. April 1945 ab, also dem 40. Geburtstag meines Tagebuchs, trage ich wieder meine Erlbnisse in einen neuen schönen und dicken Band ein. Bis zu diesem Tage muß also die "Ergänzung" gehen. Wie nenne ich sie? Ein Kamerad hat mich in der Kriegsgefangenschaft dahin belehrt, daß jede anständige Schrift, und sei sie noch so unwichtig, einen Titel tragen müsse. Daher beschloß ich, mein geplantes Ergänzungswerk "Komplement zu meinem Tagebuch" zu benennen. Aber "Komplement" ist ein lateinisch-französisches Fremdwort; außerdem könnten manche weniger gebildeten Leser Komplement mit Kompliment verwechseln! Also schlug ich ein französisches Lexikon auf, um festzustellen, welches die beste Übersetzung von Komplement wäre. Ich fand schnell, was ich suchte: "complément= notwendiger Zusatz, Vervollständigung, Ergänzung". Da war es ja wieder, das gute deutsche Wort, auf das ich schon ohne Lexikon gekommen war! Wozu also Fremdworte, wenn man mit einem deutschen Begriff ebenso gut auskommt? Deshalb streiche ich den Titel meines epochemachenden Werkes aus und setze an seine Stelle schlicht und einfach: "Ergänzung meines Tagebuchs (vom 16. Februar 1931 bis zum 5. April 1945). Dabei bleibt es nun aber!

Unsichtbar jedoch soll noch eine andere Überschrift über dem Werke stehen und dessen ganzen Inhalt mit seinem Geiste durchdringen- es ist nun doch wieder ein französisches Wort-:

"Vive la vérité!"

2. Kapitel.MEINE UMWELT.

Wenn ich nicht Erinnerungen über mein Leben, sondern nur ein "Tagebuch-Ergänzung" über einen Lebensabschnitt von 14 Jahren schreibe, so ist zum Verständnis für fiktive Leser- zumal in der "Nachwelt"- , die hoffentlich mit glühendem Interesse diese Auzeichnungen verschlingen werden, unbedingt erforderlich, über mein Leben bis zu dem Zeitpunkt, an dem die "Ergänzung" einsetzt, dem 16. Februar 1931, Erläuterungen zu geben.

"Hier stock' ich schon"! Wie fange ich dieses an? Es gibt 2 Wege, auf denen man den erstrebten Zweck erreichen kann: Ich könnte nach Art eines Lebenslaufes, den man ja so oft in seiner zivilen und militärischen Tätigkeit hat abfassen müssen, mit den Worten beginnen: "Ich, Joachim-Friedrich von Alt-Stutterheim, ehelicher Sohn des Rittergutsbesitzers und Rittmeisters a.D. Fritz v. Alt-Stutterheim-Sophienthal und dessen Ehefrau Elisabeth, geb. v. Stutterheim-Gr. Waldeck, bin geboren am 29. Dezember 1899 zu Sophienthal, bei Friedland Ostpr., Kreis Bartenstein u.s.w." Es gibt aber noch einen zweiten Weg, den hauptsächlich klassische Schriftsteller und Schriftstellerinnen wie die Marlitt oder die Courts-Mahler bevorzugen, indem sie nämlich den Leser "unmerklich" durch die Reden der handelnden Personen mit deren näheren Lebensumständen bekannt machen. Danach müßte ich also auf geschickte Weise ein Gespräch mit irgend jemand, etwa mit einer meiner Schwestern, einflechten und diese auf Courts-Mahler sprechen lassen: "Du bist, mein lieber Bruder, wie du weißt, der Sohn unseres Vaters Fritz v. Alt-Stutterheim-Sophienthal. Wie du weißt, erhieltest du deine erste Schulausbildung zu Hause auf unserm väterlichen Gut Sophienthal bei unsern lieben Gouvernanten und Hauslehreren; dann kamst du, wie du weißt, auf's Königliche Wilhelmsgymnasium in Königsberg u.s.w." Es klingt zwar sehr natürlich und ungezwungen, aber beide Wege gefallen mir eigentlich doch nicht sehr, und ich will versuchen, einen Mittelweg zu finden, um einen Lebenslauf bis zum 16. Febru-

er 1931 hinzuwerfen.

Mein väterliches Gut Sophienthal, wo ich geboren bin, war ein Teil des Gesamtbesitzes Abbarten, das einst mein Vorfahr, der General Joachim-Friedrich v. Stutterheim, Gouverneur von Preußen und Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, zum Lohn für seine Verdienste um Vaterland von Friedrich dem Großen als Dotation erhielt. Die Herrschaft bestand aus einem Komplex mehrerer Güter und Bauerndörfer und blieb bis zu meinem Großvater in einer Hand vereinigt. Mein Großvater Elimar v. Alt-Stutterheim, der mit Elise von Rosenberg aus Januschau in Westpr. (dem späteren Besitz des bekannten "alten Oldenburg") verheiratet war, teilte die Herrschaft unter seine 3 Söhne Botho, Elimar und Fritz, indem der Älteste, Botho, Georgensau, der zweite, Elimar das Hauptgut Abbarten und der dritte, Fritz, mein Vater, Sophienthal erhielt. Die 3 Güter lagen etwa in einer Reihe, je $2\frac{1}{2}$ Kilometer von einander entfernt, Abbarten in der Mitte, mit Sophienthal durch eine z.T. schnurgerade alte Lindenallee verbunden. Die Güterteilung erfolgte Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Meine Mutter war auch eine Stutterheim und zwar aus Gr. Waldeck, einem schönen, alten Besitz, der ebenfalls in unserer Gegend lag, 15 Kilometer von Sophienthal entfernt. Ich bin also von beiden Seiten her ein Stutterheim. Indessen waren meine väterliche und mütterliche Familie kaum mit einander verwandt und treffen erst vor mehreren Jahrhunderten in gemeinsamen Ursprung zusammen. Die Familie meines Vaters, also die Abbarter Linie, hatte durch königliche Kabinettsordre aus den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts den Namen "Alt-Stutterheim" erhalten zum Gedächtnis an das ehemalige Regiment Alt-Stutterheim (das 1. preuß. Inf. Regiment, die späteren Kronprinzer), dessen Ehrenchef sowohl Joachim-Freidrich als auch sein Sohn gewesen waren. Die Regimenter wurden nach ihren Chefs benannt; gab es nun mehrere Regimenter, die denselben Namen trugen, so wurde zur Unterscheidung "Alt" und "Jung" vor den betreffenden Familiennamen gesetzt. So gab es die Regimenter "Alt-Larisch" und "Jung-Larisch", "Alt-Finckenstein" und "Jung-Finckenstein" u.s.w. Das "Alt" vor unserm Namen war also ursprünglich die Bezeichnung des Regiments. Es trat bei uns demnach der merkwürdige Fall ein, daß zunächst das Regiment nach unserer Familie und später die Familie nach dem Regiment benannt wurde. Die Stutterheims sind eine der ältesten Adelsfamilien Deutschlands. Das klingt etwas großspreche-

risch; ich kann aber nichts dafür, daß es wahr ist. Ob sie allerdings so alt ist, wie einst ein jüngerer Vetter, frecher Leutnant von 20 Jahren, auf dem Familientag behauptete, daß unser Wappen (2 Halbmonde) nicht dem Monde nahgebildet sei, sondern umgekehrt der Mond sich allmählich nach dem Stutterheim'schen Wappen zweimal monatlich zum Halbmond entwickelt hätte, ist geschichtlich nicht beglaubigt; wohl aber, daß der Alt-Stutterheim'sche Zweig der Familie in direkter Folge von Karl dem Großen abstammt. Ich war damals sehr stolz, als ich dies in einer genealogischen Abhandlung einer Berliner Zeitung las; jedoch hat dieser Stolz später einen kleinen Dämpfer bekommen, als ich erfuhr, daß wir diesen Vorzug mit vielen Tausenden anderer teilen.

Meine beiden Eltern stammten aus sehr kinderreichen Familien. Ich bin daher in einem riesigen Verwandtenkreis aufgewachsen. Allein 6 Stutterheim'sche Güter lagen in unserm Kreise Bartenstein (damals noch "Friedland" genannt) und beiden Nachbarkreisen Fr. Eylau und Wehlau zusammen. Diese Gegend Ostpreussens, wie auch noch der Kreis Heiligenbeil, zeichnete sich überhaupt durch eine große Anzahl großer Güter aus, die in altem Familienbesitz standen; zumal der Kreis Bartenstein und in ihm wieder die "Friedland-Domnauer ~~Land~~ Gegend waren darin etwas Einmaliges. Es gab in kleinem Umkreis wohl mindestens 30-40 Güter, mit deren Besitzern wir verwandt waren oder zu denen mindestens verwandtschaftliche Beziehungen bestanden. Wie umfangreich daher die Geselligkeit in der Vorweltkriegszeit war, wird man leicht ermessen können. Ich muß mich hier darauf beschränken, nur die Güter der nächsten Verwandtschaft und Freundschaft kurz zu erwähnen.

Mein väterliches Gut Sophienthal selbst zu schildern, ist eine zu schwierige Aufgabe, da mir dazu die erforderliche Objektivität fehlt. Auch die Schilderung einer Braut durch den eigenen Bräutigam wird meist an unbestechlicher Wahrheit viel zu wünschen übrig lassen. Sophienthal umfaßte mit dem Nebengut Lavo und den Vorwerken Beschluß und Hof Eisenbart rund 4000 Morgen, davon etwa 800 Morgen Wald. Mein Vater verkaufte Lavo zu Ende des ersten Weltkrieges, sodaß Sophienthal allein dann nur knapp 1100 Morgen groß oder vielmehr nach ostpreussischen Maßstäben "klein" war. Ebenso war das Gutshaus, ein alter Bau aus der friederizianischen Zeit, klein, da es ursprünglich in unserer Familie auch nur als Witwensitz für die 4 "douchières" aus Abbarten bestimmt war. Trotzdem staunte immer jeder, der das Haus zum ersten

Mal betrat, wie viel Platz innen im Gegensatz zu dem äußeren Ansehen vorhanden war, was man so oft bei den alten, einstöckigen ostpreussischen Gutshäusern erfahren konnte. Ebenso war der hübsche Park von 8 Morgen einschließlich des Obstgartens für ostpreussische Verhältnisse "klein", was jedoch nicht ausschließt, daß er uns als Kindern von unermeßlicher Größe erschien. Eine wundervolle alte Lindenallee führte, wie bereits erwähnt, zu dem großväterlichen Gut Abbarten, dem alten Familiensitz und der Heimat meines Vaters. Es war ein herrlicher, altes und ehrwürdiger Besitz. Das mächtige Herrenhaus- "Schloß" wurden in Ostpreussen auch die Gutshäuser, die den Namen reichlich verdienten, aus Prinzip nicht genannt- war ein wunderschöner Bau aus der späten Barockzeit. Es bildete ein nach der Vorfahrt zu offenes Rechteck, in dessen rechten, durch einen Turm mit dem Mittelbau verbundenem Flügel sich die Küchenräume befanden, während der andere, durch ein Treibhaus vom Hauptgebäude getrennte Flügel Kutschstall und Wagenremise enthielt. Flankiert wurde die Einfahrt zu der mächtigen Freitreppe durch 2 alte Sandsteinsphinxen, die rätselfhaft ins Weite blickten, über die Vergänglichkeit alles Irdischen- selbst von Abbarten- nachsinnen, und vor denen alle jungen Kutschpferde regelmäßig voller Entsetzen scheuten. Die Innenräume entsprachen dem schönen Äußeren. Von irgend welchem Prunk war keine Rede; aber selten habe ich ein Haus gesehen, über welchem so der Hauch einer alt-ehrwürdigen Vornehmheit und Tradition lag, wie über Abbarten. Daß es ein wenig verweht war, und wohl wenig Restaurierungen in seinem langen Dasein erlebt hatte, erhöhte nur noch seinen unvergleichlichen Reiz. Die große Halle mit den beiden mächtigen, ausgetretenen Eichtreppen und den alten grauen Steinquadern, die geheimnisvollen Wandschränke und Kamine, die erst zu meiner Zeit unter den Tapeten entdeckten Wandgemälde aus der Rokokozeit, die bemalten Ledertapeten, die Zimmerflucht, an deren Ende wie in nebelhafter Ferne die Madonna mit dem Christuskind thronete, die Ahnenbilder, die uns teils milde zumächelten, teils finster drohten, oder mit erstaunt aufgerissenen Augen auf die junge Generation blickten, die hochbeinigen roten Samtstühle in großen Saal, in die man um einen halben Meter versank, wenn man sich daraufsetzte, das Speckzimmer mit der Dame in raschelndem Seidenkleide, die von Zeit zu Zeit Familienmitglieder erschreckte,- alles hatte einen einzigartigen und geheimnisvollen Zauber. Der leichte Moderduft, den man so oft

in alten Landschlössern findet, gehörte mit dazu. Überraschend schön war der Blick, der einen erwartete, wenn man geradeaus durch die Halle und den großen Saal nach der Parkseite zu auf die Terrasse trat. Diese senkte sich in Treppen bis zu einer weißen über einen kleinen Fluß führenden Brücke, hinter der sich ein riesiger, von alten Bäumen eingefasster Rasenplatz dehnte, von welchem aus genau dem Hausportal gegenüber, wieder eine Treppe zwischen verschörkelten Hecken auf eine Höhe führte. Diese Parkanlage hätte jedenfalls jedem königlichen Schloß zur Zierde gereicht. Ja, mein großväterliches Gut Abbarten war wirklich schön. In meiner Kinderzeit gehörte es dem Bruder meines Vaters, Onkel Elinar; die drei Söhne waren Offiziere; zwei blieben im Weltkrieg. Der Älteste, Fritz, übernahm den Besitz nach dem Tode meines Onkels. Vermählt war er mit Irma von Besser aus Perkau, die ebenfalls mit uns Sophienthalern durch ihre Mutter verwandt war. Die beiden Cousinen Madeleine und Bertha (später Frau v. Glasow und Frau v. Plehwe), etwa im Alter meiner Schwestern, habe ich bereits erwähnt.

Wieder 2/2 Kilometer weiter über Abbarten hinaus lag das dritte der ehemals "Abbartenschen" Güter Georgenau, unserm Onkel Botho, dem Ältesten Bruder meines Vaters gehörend. Es war etwa in der gleichen Größe wie Abbarten und auch Sophienthal einschließlich Lavo von rund 4000 Morgen. Außerdem gehörte aber noch das getrennt liegende Waldgut Köhnhagen dazu. Besondere Schönheit konnte man dem lieben Georgenau nicht nachrühmen, am allerwenigsten dem Gutshaus, welches aus einem kleinen alten Bau und einem daran geklebten, zweistöckigen und das alte Haus erdrückenden Anbau bestand. Unso netter und anheimelnder war das Leben, das sich innerhalb des Hauses in dem großen Familienkreis abspielte. In Georgenau war ein Kinderreichtum, bei dem Maria Theresia von Weid erblast wäre, und da außerdem noch viel Logierbesuch dort war, bestand die Familientafel einschließlich der diversen Gouvernanten, Hauslehrer und Mademoiselles meist aus mehreren 20 Personen, sodaß jeder Fremde, der das Haus betrat, sich zunächst einbildete, es sei große Gesellschaft. Nach dem Tode meines Onkels im Jahre 1906 übernahm der zweite Sohn Waldemar den Besitz, da der Älteste John Botho bereits das Gut Köpershagen im Kreise Wehlau besaß. Vermählt war er mit Margarethe v. J. Marwitz, aus dem Hause Wundichow, Tochter des bekannten Reitergenerals und Heerführers des ersten Weltkrieges. Sehr

hübsch war in Georgenau die alte Gutskirche, unter der sich auch unsere alte Familiengruft befand. Zur Herrschaft Abbarten gehörten nämlich 2 Kirchen; die eine in dem Bauerndorf Deutsch-Wilten, in die auch Sophienthal und Abbarten eingepfarrt waren und die Georgenauer, beide von meinem Großvater fast neu erbaut. Die mächtigen Säulen in der Georgenauer Kirche bestanden aus Eichen des Gutswaldes. Sonst wies die Kirche als einzigen Schmuck nur das Stutterheimsche Wappen unterhalb der Orgelempore und ein großes Ölbild meines Urgroßvaters, des sogenannten "tolle Rittmeisters" auf; das Leben eines Heiligen hatte er jedoch nicht gerade geführt.

Noch weiter über Georgenau hinaus lagen dann erst unsere zum Gutsbezirk Sophienthal gehörenden Vorwerke Lavo, Baschluß und Hof Eisenbart. Leider muß ich es gestehen: Lavo war scheußlich. Sehr schlecht eingebaut, mit einem kleinen, häßlichen Wohnhaus und ebenso häßlichem Garten, fast ohne Baum und Strauch, in völlig reizloser, flacher Umgebung gelegen und mit unergründlichen Wegen konnte es wirklich nicht den Anspruch auf einen sehr herrschaftlichen Wohnsitz erheben. Wunderhübsch war jedoch der 800 Morgen große Wald mit den darin liegenden Wiesen und Koppeln und einem interessanten Wildbestand, wie Eichen, Rotwild, Birkwild und Sauen. In den zahlreichen Reisen war auch ein ganz netter Fasanbestand.

Nach der entgegengesetzten Seite von Sophienthal zu, - genau wie Abbarten nur knapp 3 Kilometer entfernt - lag das meinem nachmaligen Schwager Fritz Freiherrn v. der Goltz gehörende Gut Mertensdorf, der spätere Wohnsitz meiner Schwester Etta. Es war ein herrlicher Besitz von ebenfalls rd. 4000 Morgen, wundervoll eingebaut mit einem besonders innen sehr schönen Gutshaus und zauberhaftem, an der Alle gelegenen Park. Durch meinen Schwager war das Gut auf eine landwirtschaftlich hervorragende Kultur gebracht, so daß es hinsichtlich Pferde- und Milchviehzucht sowie Ackerbau zu den ersten Gutsbetrieben Ostpreußens gehörte. Unerreicht war die Ordnung, die in dem gesamten Besitz vom Größten bis zum Geringsten herrschte und auf die sprichwörtliche "Goltz'sche Ordnungsliebe", die meinen Schwager besonders beseelte, zurückzuführen war. Von jeher bestanden zwischen Mertensdorf und Abbarten enge verwandtschaftliche Beziehungen. Mein Urgroßvater, der "tolle Rittmeister", war in zweiter Ehe mit einer Goltz verheiratet, von der er sich dann allerdings später trennte.

und die nach Sophienthal "verbannt" wurde. Seine Tochter, also meine Großtante, heiratete wieder einen Goltz, den damaligen Besitzer von Mertensdorf; dann folgte meine Schwester ihrem Beispiel, und endlich heiratete der Älteste Sohn meines Schwagers, Dietrich, nachmaliger Besitzer des Nebengutes von Mertensdorf, Sortlack, eine Stutterheim aus Georgensau, die einzige Tochter meines Veters Waldemr.

Das Verwandtengut, mit dem wir in meiner Kinderzeit fast den meisten Umgang hatten, obwohl es 14 Kilometer entfernt lag, war Loschkeim, welches der Schwester meiner Gr. Waldecker Großmutter, Margarethe Freifrau von Buddenbrock, gehörte. Es war ein kleines, ganz hübsches Gut in der Nähe von Bartenstein. Meine Großtante wohnte dort mit ihren beiden unverheirateten Töchtern, Cousinen meiner Mutter. Die Älteste hieß Gretchen, wurde aber in der Familie "Tante De" genannt; die sehr viel jüngere Asta, etwa im Alter meiner Schwestern, war damals ein netter, aber ziemlich vorlauter Backfisch, der seine Tanteneigenschaft uns gegenüber sehr betonte, von seiner Mutter recht verzogen und später Frau von Menges- Wangritten wurde. Die mittlere Tochter Elly war schon lange mit Herrn v. Reichel auf Terpen, einem schönen Gut im Kreise Mohrunen, verheiratet. Eine Schwester meines Onkels Reichel war Gräfin Bülow von Dennewitz in Grünhoff, einem sehr grossen, am Meer gelegenen Besitz. Eine ihrer zahlreichen Töchter, Margot, führte später meinem Vater den Haushalt in Sophienthal. In Loschkeim war stets viel Trubel und Geselligkeit. Es war berühmt wegen seiner guten Küche, sowohl in quantitativer wie qualitativer Beziehung, und die Dinners, Bälle und Gesellschaften jagten einander. Jeden dritten Sonntag war die Gr. Waldeck- Sophienthaler Familie eo ipso dort versammelt, und desgleich stets zu Silvester und Neujahr. Es war immer sehr nett, wenn meine Schwestern als junge Mädchen auch oft unter den "ewigen Familientagen" sauzten. Es wirft zwar eine etwas zu materialistisches Licht auf das gute Loschkeim, aber ich muß gestehen, daß es für mich in der Erinnerung hauptsächlich mit vielem und gutem Essen und Trinken verbunden ist. Im Jahre 1906 zur gleichen Zeit, als Asta heiratete, wurde Loschkeim verkauft.

Zwei andere Verwandtengüter in derselben Gegend waren Perkau und Schönbruch, den Familien v. Bannasch und v. Bolschwing gehörend. Der alte Herr v. Bannasch-Perkau und Frau v. Bolschwing- Schönbruch waren Geschwister und Geschwisterkinder von

meiner Großmutter in Gr. Waldeck. In Perkau, das ebenfalls schon in meiner Jugendzeit verkauft wurde, und später dem General Freyherrn von Schmiedeseck gehörte, waren 3 Töchter, deren eine, Frau von Besser, die besonders nahe Jugendfreundin meiner Mutter war. Ihre einzige Tochter Irma, die in Perkau bei den Großeltern erzogen wurde, sollte später die Herrin von Abbarten werden. Schönbruch hatte in meiner Kinderzeit der einzige Sohn, Onkel Richard Bolschwing, übernommen. Seine Schwester, Tante Paula, Mitzlaff, war die andere der beiden intimen Jugendfreundinnen meiner Mutter, und mit ihrer Familie sind wir stets in engem Konnex geblieben. Schönbruch war gleichzeitig, außer dem Gut, noch ein großes Bauerndorf, was in Ostpreußen selten der Fall war. Es stand bis zum Zusammenbruch im Jahre 1945 in der Bolschwing'schen Familie.

Von den Gütern, mit deren Besitzern wir nicht unmittelbar verwandt waren, greife ich nur diejenigen heraus, mit denen uns enge freundschaftliche Beziehungen verknüpften. Dies war insbesondere Sporwitten, etwa 6 Kilometer von Sophienthal entfernt. Der Besitzer, Herr v. Stach, war der älteste Jugendfreund meines Vaters, und mit seiner Familie bestand ein sehr reger Verkehr, da die 6 Töchter teils im Alter meiner Schwestern, teils in meinem Alter waren. Auch Sporwitten war in Dt. Wilten eingepfarrt, und es gehört zu meinen ältesten Jugenderinnerungen, die Stach'sche Familie des Sonntags uns in der Kirche gegenüberzusetzen zu sehen. Trotzdem Heiraten zwischen Stach und Stutterheim in Gedanken schon von der Wiege an in mehreren Generationen geschlossen wurden, kam es in der Praxis nie dazu, bis jetzt im zweiten Weltkrieg dieser Bann gebrochen wurde, indem eine Sporwittener Großtochter, Hilde- Marie v. Heyden aus Alexanderhof und ein Enkel aus Abbarten, Elimar v. Alt- Stutterheim, ein Paar wurden.

Ein ebenfalls sehr kinderreiches Haus war Sehmen (Freiherr v. Wrangel), ein vornehmer, alter Herrrensitz mit mehreren Nebengütern. Sehmen zeichnete sich außer durch seinen Kinderreichtum durch ein schönes, gemütliches Familienleben, eine gewisse Gediegenheit der Gesinnung, die von den Müttern der Gegend ihren Kindern zum Muster vorgestellt wurde, und eine sprichwörtliche Einfachheit der Lebenshaltung aus, die etwas im Gegensatz zu der Großartigkeit des Besitzes stand. Mit der Familie verband uns halbe Verwandtschaft, da meine Tante aus Abbarten und Baronin Wrangel Schwestern waren.

Dann war da die weit verzweigte Familie der Gottbergs. Sie

herrschte in mehreren Generationen als Landratsdynastie in unserm Kreise, der in meiner Kindheit "Friedland" hieß, später in "Kreis Bartenstein" umbenannt wurde, was die engere Friedländer Gegend mit Empörung erfüllte. Das Gottberg'sche Majorat war Gr. Klitten bei Donnau, ein großer Besitz mit kleinem Gutshaus. Besitzer war der Landrat, Geheimrat v. Gottberg, der "alte Geheimrat", der eine gewisse autoritäre Stellung in der Gegend einnahm. Die Redewendung "Der alte Geheimrat sagt auch" klingt mir noch aus meiner Kinderzeit in den Ohren und bedeutete unanfechtbares Urteil. Seine Tochter, Frau von Martitz, sollte einmal, als sie selbst "Frau Geheimrat" geworden war, 7 Jahre lang im Sophienthaler Hause herrschen, als sie meinem Vater nach dem Tode meiner Mutter den Hausstand führte. Der alte Geheimrat selbst zog nachher auf das Nebengut Wopen, während ihm als Majoratsbesitzer in Gr. Klitten sein ältester Sohn, als Landrat des Kreises Friedland/Bartenstein sein zweiter Sohn folgten. Ein anderes Gottberg'sches Gut, 4 Kilometer von Sophienthal entfernt, war Preußisch Wilten, mit dem uns auch während mehrerer Generationen enge nachbarlich-freundschaftliche Beziehungen verbanden.

Die beiden der Familie von Meßling gehörenden Güter waren Kapsitten und Gertlack, etwa 15 Kilometer von Sophienthal entfernt. Die Besitzer waren Brüder. Herr v. Meßling-Kapsitten war Junggeselle, allgemein als "Onkel Oskar" bekannt, und zu seiner Zeit war Kapsitten berühmt durch sein Tontaubenschießen, die Fasanenjagden und seine opulenten Herrendiners, von Herlitz in Königsberg gekocht, was das höchste Lob war, was man in Ostpreußen einem Diner spenden konnte. Bei den Gertlack-Meßlings, mit denen insbesondere meine Großmutter aus Gr. Waldeck sehr befreundet war, waren 2 Söhne, von denen der Ältere das Gut des Onkels, Kapsitten, der zweite das väterliche Gut Gertlack übernahm, so daß die beiden Güter auch in der zweiten Generation in der Hand von Brüdern waren und es blieben bis zu dem furchtbaren Ende im Jahre 1945.

Noch unendlich viele Güter gab es in unserer näheren und ferneren Umgebung, mit deren Familien uns freundschaftliche Beziehungen verbanden und ein mehr oder minder reger Verkehr gepflogen wurde; aber ich will ja kein Güteradreßbuch noch ein Gethaer Adelslexikon schreiben. Daher muß ich mich darauf beschränken, nur noch einige derselben und ihre Familien stichwortartig zu nennen: Gr. Saalau, der größte Besitz des Kreises, der Familie

v. Brederlow gehörend, Juditten, der zweitgrößte Besitz (v. Kuenheim); der älteste Sohn dieses Hauses heiratete später die älteste Tochter meines Schwagers Goltz aus Mertensdorf. Ferner Klingenberg (Gerlach), Wohndorf (Freiherr von Schrötter), Schloß De Donnau (Graf Kalnein), Kloschenen (v. Szymonaki), Wicken (Graf Eulenburg), Redden (v. Radecke, später Graf Platen), Neuken (Freiherr von Braun), Schultitten (v. Kalckstein) u.s.w.u.s.v. Ich muß immer daran denken, was mir der greise Feldmarschall v. Makensen, der in seiner Jugend in Königsberg gestanden hatte, einmal sagte: "Ich habe in meinem langen Leben ja viel regen Landverkehr erlebt, aber so etwas wie in Ihrer Freiland-Donnauer Ecke doch niemals wieder."

Gesondert erwähnen muß ich aber doch noch die sogenannte "Allenburger Ecke", die, aus unserer Perspektive gesehen, aus den vier Gütern Leissienen, Koppershagen, Plauen und Georgenberg bestand, die zwar schon im Kreise Wehlau lag,^{en} mit Pferdefuhrwerk schwer zu erreichen war,^{en} aber doch noch gewissermaßen zu "unserer Gegend" gezählt wurde, da ihre Familien mit uns verwandt oder eng befreundet waren; zumal ich persönlich war dort viel, als ich Regierungsreferendar beim Landratsamt in Wehlau war. Leissienen, der Familie von Boddien gehörend, war die Heimat unserer sehr geliebten Tante aus Abbarten; Koppershagen gehörte meinem ältesten Vetter aus Georgenau, Botho v. Alt-Stutterheim, während der Älteste Sohn aus Plauen und spätere Besitzer desselben, Otto von Weiß, sich mit Emmy von Stockhausen vermaßelte, mit der und ihren Geschwistern uns Sophienthaler Kinder von frühester Jugend an enge, fast geschwisterliche Freundschaft verband. Georgenberg war ein Schlieben'scher Besitz; die Gräfin stammte ebenfalls aus Leissienen und war die Schwester unserer Abbarter Tante. Später übernahm das Gut mein Vetter Eckert Schlieben, der es leider, obwohl es Majorat war, verkaufte. Ich selbst bin nie mehr in Georgenberg gewesen.

Das Beste kommt immer zuletzt, und so sei es auch hier bei diesem Güterregister mit dem an Sophienthal grenzenden Postehnen gehandelt. Das Gut mit schönem alten Herrenhaus und einem großen Park, von dem aus, auf einer noch vorhandenen Kanzel stehend, Napoléon die Schlacht bei Friedland geleitet hatte, gehörte in meiner frühen Jugend den Königsegg. Wenige Jahre vor dem ersten Weltkrieg kaufte es Baron von Buhl genannt Schimmelpenning v. der Oye. Bald entwickelte sich auch ein reger Verkehr

zwischen Haus Sophienthal und Haus Postehenen. Welche Bedeutung jedoch Gut und Familie einst für Sophienthal und insonderheit auch mich selbst erlangen sollte, und wieviel Dankbarkeit wir alle ihnen schulden würden, lag damals noch im Zeitenschoße verborgen. Ein Sohn und zwei Töchter wuchsen in Postehenen auf. Nach dem Tode des Vaters im Weltkrieg übernahm Eberhard Buhl, der aktiver Offizier war, in jungen Jahren den Besitz und entwickelte sich zu einem der befähigsten und erfolgreichsten Landwirte der Provinz. Nach dem Tode meines Vaters übernahm er in nachbarlicher Treue die Bewirtschaftung von Sophienthal, da ich als Regierungsvizepräsident ja nur zeitweilig zu Hause sein konnte und blieb bis zu seinem Heldentod im Jahre 1945 der landwirtschaftliche Berater für meinen Gutsbetrieb. Die Älteste Tochter Barbara heiratete 1922 den Grafen v. der Pahlen, und auch sie und ihre Kinder blieben Sophienthal eng verbunden und waren viel dort, eine ihrer Töchter sogar für ein ganzes Jahr. Die jüngste der drei Buhl'schen Geschwister jedoch, Vera Lisa, sollte dereinst der treue "Schutzgeist" von Sophienthal bis zu dessen Untergang in dem furchtbaren Jahr 1945 werden, indem sie von 1931 ab meinem Vater den Hausstand führte und seinen Lebensabend verschönte und dann, als ich Sophienthal übernommen hatte, auch die Bewirtschaftung des Gutes auf sich nahm und dieses mit einem seltenen Geschick und vorbildlicher Pflichttreue, beraten von ihrem Bruder Eberhard, auf eine beachtliche Höhe brachte.

Nun bin ich im Großen und Ganzen am Schluß mit der Skizzierung der Sophienthaler Umgebung. Da jedoch nicht zu vergessen, daß es selbst in unserer gütereichen Gegend auch noch Städte und Dörfer gab, seien auch diese noch kurz erwähnt. Unser Kirchdorf war Deutsch Wilten; es war in der Tat "unser" Kirchdorf; denn es gehörte zur Abbartenschen Besitzung. Die Bauern waren denn - wohl durch die Stein-Hardenberg'sche Reform - selbständige Eigentümer ihrer Ländereien geworden; jedoch blieb die Gerichtsbarkeit bis in die neusten Zeiten hinein bei unserer Familie und ebenso natürlich - fest bis in die letzten Jahre - das Patronat über Kirche und Schule und damit die Pfarrer- und Lehrerwahl. Es war eine schmucklose, aber freundliche Kirche ohne Turm. Die Glocken hingen fast zu ebener Erde in einem Glockentürmchen, auf dessen Wetterfahne das Stutterheimsche Wappen prangte, dicht an der Straße. Daher geschah es regelmäßig, daß die Pferde, wenn wir an der Kirche vorfuhren, und die Glocken

auf 5 Meter Entfernung dröhnend zu läuten begannen, voller Entsetzen erfüllt wurden und auch ein paar Mal durchgingen; so an einem Ostersonntag, wo sie mitsamt der Equipage im Dorfteich landeten oder vielmehr "wasserten". Unser Pfarrer war ein herzenguter, freundlicher, dicker Herr, der schon in der dritten Generation das Pfarramt in unsern beiden Kirchen (daneben betreute er sogar noch eine dritte, die in Klingenberg) verwaltete; aber zum Geistlichen war er vom lieben Gott im Zorn erschaffen worden. Man kann von ihm nicht behaupten, daß ihn "der Eifer um das Gotteshaus gefressen" hätte. Er sowohl wie seine Frau waren Originale, schwer reich, wofür schon die Tatsache spricht, daß ihre drei Söhne Kavallerieoffiziere waren, und sprachen ein unverfälschtes Ostpreußisch. Zitate aus seiner "Einheitspredigt", die er mit kleinen Variationen Sonntag für Sonntag hielt oder vielmehr ablas, und Bonnets von ihm waren bis über die Grenzen von Ostpreußen hinaus berühmt. Dabei war er in der Gemeinde äußerst beliebt, und bei der Abschiedspredigt, die er hielt, schluchzte alles zum Herzbrechen.

Unsere nächste kleine Stadt war Friedland an der Alle, ein sehr hübsches Städtchen, in dem alle kleinen Einkäufe getätigt wurden, und welches in jeder Beziehung die wirtschaftliche Zentrale für uns war. Daß es ein bekannter Schlachtort war, und in Paris sogar eine der schönsten Avenuen an der Arc de triomphe nach ihm benannt ist, erfüllte uns mit geheimem Stolz, obwohl es eine für uns verlorene Schlacht war.

Etwas den Rang als Metropole für Sophienthal ^{strittig} machte ihm in früheren Zeiten das noch kleinere Städtchen Donnau, etwa 10 Kilometer von Sophienthal entfernt. Denn erstens war es "die" Stadt unseres Nebengutes Lavo und auch von dem großmütterlichen Gr. Waldeck. Meine Mutter betrachtete es daher auch weiterhin als "ihre Stadt", mit der sie viele wirtschaftliche Beziehungen verbanden, und wo auch unser Hausarzt, der alte Sanitätsrat Bosse, wohnte, der in der ganzen Familie sehr geschätzt wurde. Ausserdem leitete damals von Donnau aus der alte Geheimrat v. Gottberg und später sein Sohn die Geschicke des Kreises, bis das Landratsamt dann nach Bartenstein verlegt wurde. Im übrigen hatte Donnau in Ostpreußen den gleichen Ruf wie im ganzen Reich Schilda und in Mecklenburg Teterow. Jeder Bürger von Donnau genierte sich daher immer ein bißchen, dort zu wohnen und verleugnete gern seinen Heimatsort. Sogar die alte Frau v. Brederlow aus Seesau,

das dicht bei Domnau lag, tat es und antwortete auf eine Frage der Kaiserin Augusta bei einem Empfang im Königsberger Schloß, bei welcher Stadt Saalau läge, "Bei Preussisch Eylau". Meine Großmutter, die auch an diesem Empfang teilnahm, war empört über diese Verleugnung ihres lieben Domnau und erzählte immer mit Stolz: "Ich sagte natürlich, als die Kaiserin mich fragte, bei welcher Stadt Gr. Waldeck läge, mit lauter Stimme "bei Domnau, Euer Majestät," obwohl ich viel eher als die Toni Brederlow hätte Preussisch Eylau sagen können". Denn Waldeck lag in diesem Kreise. Nun glaube ich allerdings, daß der Kaiserin Augusta der Ruf, den Domnau als die Stadt der Schildbürger in Ostpreußen hatte, völlig unbekannt gewesen sein wird.

Die spätere Kreisstadt Bartenstein, die wohl etwa 10.000 Einwohner hatte, lag in der äußersten Ecke des Kreises, gleichfalls an der Alle, und war von uns schwer zu erreichen. Ich glaube, daß ich meine Besuche dieser Stadt, die mir als Jungen ungeheuer großstädtisch erschien, an den Fingern abzählen kann. Der Minibus einer Metropole wurde obendrein noch verstärkt, als Bartenstein, das ohnehin schon 3 Kirchen (2 evangelische, 1 katholische) besaß, nun auch noch das Landratsamt erhielt. Dieses lag wie eine Burg sehr hübsch hoch über der Alle.

Dieser Fluß gab überhaupt unserm Kreis das Gepräge. Außer Domnau lagen alle drei Städte des Kreises (Bartenstein, Schippenbeil und Friedland) an diesem hübschen, reissenden und meist sich zwischen hohen bewaldeten Abhängen dahinschlängelnden Abhängen Flusse, und zudem viele Güter, darunter die bereits genannten Mertensdorf, das Gut meines Schwagers Goltz, Kloschenen, Wohndorf, Plaunen, Leissienen und Koppershagen.

Mit der Bahnverbindung war es in meiner Jugend in der Sophienthaler Gegend schlecht bestellt. In meiner kindlichen Vorstellungswelt gab es in Deutschland eigentlich nur 2 Bahnlínien, die "Ostbahn" und die "Südbahn", denen in Königsberg der große Ostbahnhof und der dicht daneben liegende, etwas kleinere Südbahnhof entsprachen. Die Ostbahn war die große Strecke Berlin-Eydtkuhnen- St. Petersburg, auf der 2 mal in der Woche der Nordexpresszug Paris- Berlin- Petersburg verkehrte. Die "ostpreussische Südbahn" war eine Privatbahn und führte von Königsberg über Preussisch- Eylau-Bartenstein- Korschen- Lyck- Prostken nach russisch Polen hinein. Sophienthal lag von beiden Strecken gleich weit entfernt, etwa 22 Kilometer. Die entsprechenden Bahnstationen

zu denen wahlweise gefahren wurde, und die wiederum von Königsberg gleich weit entfernt lagen, waren Tapiau an der Ostbahn und Pr. Eylau an der Südbahn. Eine Reise nach Königsberg war daher schon immer ein größeres Unternehmen. Später wurde dann eine Kleinbahn von Friedland nach Tapiau und bald danach auch eine direkte Bahnstrecke von Königsberg über Friedland nach Gerdauen sowie eine Querverbindung von der Ost- zur Südbahn durch die Linie Wehlau- Friedland- Bartenstein hergestellt. Wir hatten daher nunmehr in nächster Nähe einen *embarras de richesse* von Bahnhöfen, nämlich Friedland, Georgenau, Botkeim und Preußisch Wilten.

Die Heimat meiner Mutter war, wie bereits berichtet, Gr. Waldeck im Kreise Pr. Eylau, 15 Kilometer von uns entfernt. Auch hier geht es mir ebenso wie bei Sophienthal, daß ich es nämlich nicht mit der erforderlichen Objektivität zu schildern vermag. Es war uns die "zweite Heimat". Man war dort "zu Hause", aber doch wiederum nicht ganz, sondern gleichzeitig auch ein bißchen "auf Besuch", und vielleicht war es diese Doppelstellung, die seinen unvergleichlichen Reiz ausmachte und es mir zu einem "Jugendparadies" werden ließ. Mein Großvater, Ernst v. Stutterheim, ein tiefgläubiger, frommer Christ, war bereits im Jahre 1887, 3 Jahre vor meiner Geburt, gestorben, und seitdem bewirtschaftete meine Großmutter, der Mittelpunkt der großen Waldecker Familie, den schönen Besitz 33 Jahre lang mit einem seltenen Geschick, großer Tatkraft und beachtlichem Erfolg. Die Söhne waren bis auf den Ältesten, alle aktive Offiziere, der jüngste von ihnen, Gert, spielte bei meinen Schwestern und mit mehr die Rolle des Älteren Bruders, als die eines Onkels. Von den beiden Töchtern war die Ältere meine Mutter, die jüngere, Ellen, heiratete Ernst v. der Groeben auf Gr. Klingbeck, einem wundervollen, alten Herrnsitz im Kreise Heiligenbeil, den ich in Vielem mit unserm alten Alt-Stutterheim'schen Familienbesitz Abbarten vergleichen möchte, zumal hinsichtlich dem Hauch einer ehrwürdigen Tradition und einer gediegenen, einfachen Vornehmheit, der über dem Ganzen schwebte. Die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Geschwisterhäusern Sophienthal und Klingbeck waren besonders eng. Ich liebte Klingbeck von Jugend an sehr, und die sommerlichen Fahrten im eigenen Wagen zu den Groebenschen Verwandten nach Klingbeck für mehrere Tage, wobei man fast einen ganzen Tag unterwegs war, gehören zu meinen Ältesten und schönsten Kindheitserinnerungen. Einflechten möchte ich hierbei, daß der Kreis Heili-

genbeil hinsichtlich der Fülle unter einander verwandter oder verschwägerter Häuser beinahe dem Kreise Friedland/Bartenstein Konkurrenz machte; und auch wir hatten viele verwandtschaftliche Beziehungen zu diesem Kreise. Ich nenne nur neben Klingbeck die beiden Glasow'schen Güter Balga und Partheinen, sowie das der Familie v. Restorff gehörende Gut Schwengels. Außerdem hatte meine Mutter ihre früheste Kinderzeit in diesem Kreise auf dem Gut Dothen verlebt, das meinem Großvater gehörte, bevor er Gr. Waldeck von seinem Schwiegervater übernahm. Hierdurch sollte Waldeck der Mittelpunkt dieser aus dem Rheinland stammenden Linie der Stutterheims werden.

Um das Gut wob sich aus grauer Vorzeit ein reicher Sagenkreis. Hier befand sich das größte, dem Gott Perkunos geweihte Heiligtum der heidnischen Preussen; in christlicher Zeit wurde es Kloster; nach der Reformation kam es in den Besitz deutscher Adelsfamilien, zu Ende des 18ten Jahrhunderts in den meiner Vorfahren, wobei es sich mehrfach auf die weibliche Linie weitervererbte, so in die Familie Maul, der meine Großmutter entstammte.

Die alte Ordenskirche, deren Patronin meine Großmutter war, befand sich in dem Dörfchen Almenhausen. Wir Sophienthaler Kinder verlebten mitsamt unserer jeweiligen mademoiselle, Bonne oder Gouvernante stets einen beträchtlichen Teil des Jahres in Waldeck. Die ganze Weihnachtszeit vom Hl. Abend bis Neujahr war die gesamte Familie mit Sack und Pack und Kind und Kegel grundsätzlich dort. Nur einmal wurde diese geheiligte Tradition durchbrochen, nämlich als ich auf dieser Welt erschien, denn am 29. Dezember wurde ich als der jüngste von 3 Geschwistern zu Sophienthal bei Friedland Ostpr., in die geschilderte Umwelt hineingeboren. Ich erschien dort, was ich bereits erwähnt habe, zu gleicher Zeit wie unser geliebter Esel Hans, den meine Schwestern zu Weihnachten bekommen hatten.

10. Kapitel.VOR DEM STURM.

In Breslau führte ich wieder mein gewohntes Leben; aber es war doch nicht mehr eigentlich das alte Leben. Daß wir auf der Domänenabteilung der Regierung einen neuen Dirigenten hatten - Regierugsdirektor Marwedel, einen sehr liebenswürdigen, freundlichen Mann und wohlwollenden Vorgesetzten, - war nur ein äußeres Merkmal; aber es lag etwas in der Luft, etwas Neues und Ungeahntes, eine Spannung, die zur Entladung drängte, zu einer Entladung, von der man in keiner Weise wußte, wann und auf welche Art sie vor sich gehen würde.

Es ist verhältnismäßig leicht, über diese Zeit eine geschichtlich-philosophische Abhandlung oder auch Memoiren zu schreiben, ungeheuer schwer dagegen ein Tagebuch, das egozentrisch war und egozentrisch sein muß, zu rekonstruieren, wobei nur zu leicht die Gefahr besteht, nachträglich in sich und seine kleine Umwelt Gedanken und Erkenntnisse hineinzulegen, die jetzt mir zur Selbstverständlichkeit geworden sind, damals jedoch nur einem sehr beschränkten Kreis weniger, geistig hochstehender und politisch geschulter Persönlichkeiten vorbehalten waren. So einleuchtend diese Erkenntnisse von der verwickeltesten, undurchsichtigsten und unbegreiflichsten Periode der deutschen Geschichte auch sein mögen, so will ich mich doch ängstlich davor hüten, sie hier in dieses Tagebuch-Komplement hineinzubringen, da es ein Spiegelbild meines damaligen Lebens im weitesten Sinne und noch mehr des verloren gegangenen Tagebuchs selbst sein soll.

Ich entsinne mich insonderheit zweier Gespräche aus dieser Zeit, die mir einen gewissen inneren Ruck versetzten und mich stutzig machten. Eines schönen Tages erschienen zwei Herren von der Nationalsozialistischen Partei bei mir und regten an, da ich ja bekanntermaßen sehr kirchlich sei, mich in den Gemeindevorstand wählen zu lassen. Ich antwortete den Herren, daß es mir zweifelhaft wäre, ob ich mich dazu eignen würde; zu-

dem sei ich jetzt gerade mit Arbeit so überlastet, daß ich auch aus diesem Grunde dem Gedanken an eine kirchliche Nebentätigkeit augenblicklich nicht näher treten könnte. Dann aber fragte ich etwas erstaunt, welches Interesse die nationalsozialistische Partei an meiner kirchlichen Betätigung hätte, denn ich hätte doch wohl richtig verstanden, daß sie seitens der Partei und nicht einer kirchlichen Körperschaft zu mir gekommen wären. Der eine der Herren setzte mir darauf auseinander, daß die Partei großes Interesse daran habe, daß ihre Leute auch in die Vertretungen der Kirchengemeinden kämen, um allmählich auf diese Weise auch die Kirche mit nationalsozialistischem Geiste erfüllen und sie in diesem Sinne reformieren zu können. Mein Erstaunen wuchs, und ich sagte, ich hörte zum ersten Mal, daß die nationalsozialistische Partei die Kirche für reformbedürftig hielt. Im übrigen könnte es sich aber doch nicht darum handeln, die Kirche mit dem Geiste einer politischen Partei, sondern höchstens darum, eine politische Partei mit kirchlichem Geist zu erfüllen; aber das sei ja beim Nationalsozialismus - Gott sei Dank - wohl nicht mehr nötig. Die Herren blickten sich bedeutungsvoll an, und dann nahm der andere das Wort, indem er mir erläuterte, daß die Kirche vielfach bei der marxistisch und liberalistisch infiziert wäre, und daß sich daher die "deutschen Christen", durchweg treue Anhänger der Kirche und gleichzeitig überzeugte Nationalsozialisten, es sich zum Ziel gesetzt hätten, die Kirche von diesem verderblichen Geist zu reinigen. Ich glaube, es war zum ersten Mal, daß ich dieses ominöse Wort "deutsche Christen" hörte. Ich antwortete ehrlich, ich hätte tatsächlich nie etwas von einer marxistischen Verseuchung der Kirche gehört. Wohl sei mir allerdings der verderbliche Einfluß, den die sogenannte "liberale Theologie" in der evangelischen Kirche ausgeübt hätte, bekannt, aber der sei im Wesentlichen durch die positiven Kräfte der Kirche überwunden; außerdem müsse dies aber von theologisch-kirchlicher Seite aus geschehen, eine politische Partei schiene mir nicht geeignet, auch wenn sie aner kennenswerter Weise den Kampf für positives Christentum auf ihre Fahnen geschrieben hätte; die kirchlichen und politischen Richtungen überschneiden sich zudem, da "kirchlich liberal" und "positiv" durchaus nicht etwa mit politisch liberal und konservativ identisch zu sein brauchten. Ich faßte meine Worte endlich in dem Résumé zusammen, daß ich es für bes-

ser hielte, die Partei kümmere sich nicht um die internen Angelegenheiten der Kirche, und ich selbst müsse es leider ablehnen, mich in die Vertretung der Kirchengemeinde wählen zu lassen, am allerwenigsten als Exponent einer politischen Partei. Die beiden Besucher empfahlen sich unter vielen Höflichkeitsbezeugungen, und wir schieden von einander im besten Einvernehmen.; aber das Gespräch hat mir doch etwas zu denken gegeben. Dasselbe war der Fall bei einer Unterredung, die ich in diesen Tagen mit dem schon erwähnten Chefredakteur Busch von der "Schlesischen Tageszeitung" hatte. Wir hatten uns zufällig getroffen und gingen eine Strecke Weges mit einander. Er gab dabei seiner Zuversicht Ausdruck, daß der Nationalsozialismus trotz aller Widerstände demnächst zur Macht kommen würde. Daran anschließend sagte er: "Für Sie persönlich wird das ja auch einen bedeutungsvollen Wandel bringen." Ich blickte ihn ehrlich erstaunt an und fragte: "Warum soll es für mich einen Wandel bringen, wenn der Nationalsozialismus zur Macht kommt?" Er lächelte und sagte: "Aber Herr v. Stutterheim, das ist doch ganz klar, daß Sie, der Sie sich immer in einer Zeit, wo es gefährlich war, furchtlos zu uns bekannt haben, dafür entschädigt werden und eine gute Stellung bekommen."

Mich erfaßte ein ehrlicher Schrecken bei diesen Worten, und ich sagte vielleicht etwas schärfer, als es in meiner Absicht lag; "Herr Busch, ich will nicht hoffen, daß wir es ebenso machen wie die andern Parteien, und der neue Staat das tut, was wir auf erbitterteste bekämpfen, nämlich die sogenannten "guten Stellen" nach dem Parteibuch zu besetzen. Vor allem aber schwöre ich Ihnen, daß ich mich sowohl in meiner jetzigen Tätigkeit fühle und gar keine "gute Stelle" brauche. Jedenfalls würde ich mich schämen, "Parteibuchbeamter" zu werden. Bitte, sagen Sie das auch den Parteistellen." Herr Busch war ein wenig gekränkt und sagte:

• Mein Gott, wer spricht denn von Parteibuchbeamten! Das käme ja bei Ihnen ohnehin nicht in Frage. Es kommt doch höchstens bei Ihnen in Betracht, daß die Partei wieder gutmacht, was die sozialdemokratische Regierung versäumt hat, z.B. Ihre Ernennung zum Landrat, und da könnten Sie sich doch nur darüber freuen."

Ich antwortete, daß ich ehemals allerdings sehr gern Landrat geworden wäre, und wegen meiner rechtsstehenden Gesinnung davon ausgeschlossen worden wäre, daß ich aber diesen Ehrgeiz längst begraben hätte, mich bei der Regierung außerordentlich wohl fühle

und dringend darum bäte, mit "Beförderungen" als Lohn für "gute Gesinnung" zufrieden gelassen zu werden. Regierungsdirektor und Dirigent einer Domänenabteilung würde ich hoffentlich auch so einmal werden, ohne Protektionen. Herr Busch nahm meine Ansicht zur Kenntnis, meinte aber doch, zu geringer Ehrgeiz wäre auch nicht gut. Unbeabsichtigt hatte er damit das Richtige getroffen und meinen Fehler, unter dem ich selber litt, blossgelegt; denn ich war ehrlich genug, mir einzugestehen, daß dieser gänzliche Mangel an Ehrgeiz nicht ein Ausfluß von Bescheidenheit oder christlicher Demut war, sondern auf einer gewissen Schwerfälligkeit und beinahe Energielosigkeit beruhte, die ich zwar nach Kräften zu bekämpfen suchte, aber doch nie ganz überwand. Jeder Wechsel hatte für mich immer etwas Erschreckendes an sich und so dachte ich denn nur mit Schauder daran, daß man plötzlich aus der zwar arbeitsreichen, aber doch geruhamen Domänenabteilung herausgerissen werden könnte. Bald jedoch beruhigte ich mich bei dem Gedanken, das diese Privatahsicht des Herrn Busch ja schließlich keinerlei Bedeutung hätte, und zum Glück noch viel Wasser die Oder herabfließen würde, bis ich einmal die liebe Domänenabteilung oder gar das noch liebere Breslau zu verlassen brauchte.

[19.10.32]

In diesem Jahr war es, daß ich Adolf Hitler zum ersten Mal sprechen hörte. Inzwischen war er ja allgemein "Mode" geworden. Auch viele derer, die ihn bis dahin als Charlatan, Demagogen und Volkstribun betrachtet hatten, begannen jetzt sich ernsthaft mit ihm zu beschäftigen. Das große Rätselraten, ob er, wie Mussolini in Italien, in Deutschland zur Macht kommen würde, beschäftigte alle Gemüter. Die riesige Jahrhunderthalle konnte die Menschenströme, die dem kommenden Heros des deutschen Volkes zujubeln wollten, nicht fassen. Mehrere Parallelversammlungen mußten abgehalten werden. Auch von meinen Verwandten und Bekannten war wohl alles da, was Peine hatte. Ich hatte mich mit Lössbeckes zusammen verabredet und war in ihrem Auto, das der brave Adolf lenkte, zur Jahrhunderthalle herausgefahren. Lautlose Stille trat in dem von 205000 Menschen gefüllten Raum ein, als vom Lautsprecher verkündet wurde: "In einer Minute betritt der Führer die Jahrhunderthalle." Dann trat Hitler ein, begleitet vom Gauleiter Brückner und gefolgt von einem Schwarm brauner und schwarzer Gestalten. Ein ohrenbetäubendes Jubelge-

schrei brach los, das sich erst allmählich legte, als ein Parteiredner,- ob es der Gauleiter Brückner oder der Kreisleiter Schönwälder war, weiß ich nicht mehr genau- Hitler begrüßte und ihm das Wort erteilte. Es war ein bedeutsamer Augenblick für mich, als ich Hitler, der in Parteikreisen schlechtweg als "der Führer" bezeichnet wurde, zum ersten Mal reden hörte. Merkwürdigerweise hatte ich ihn auch nie im Radio sprechen hören. Dies lag wohl daran, daß er damals wohl überhaupt nicht im Radio sprach oder sprechen durfte. Die ganze Aufmachung, der Einzug der Fahnen, die aufwühlende Musik, die Begeisterung der Volksmassen und dann der Eintritt des Mannes, der vielleicht bald der Führer des gesamm~~-~~elkes- deutschen Reiches und Volkes sein sollte, mit seinem großen Gefolge machten doch erheblichen Eindruck auf mich und versetzten mich in eine ganz eigenartige Stimmung. Auch das Auftreten Hitlers, der mit ~~er~~ster, steinerner Miene, die nur ab und zu von einem leichten Lächeln erhellt wurde, immer wieder mit erhobener Rechten die ihm zujubelnden Volksmassen grüßte, sowie dann seine sonore Stimme und die kraftvolle Ausdrucksweise imponierten mir. Ich wollte es mir zwar nicht selbst eingestehen, aber es war der Fall, daß ich von dem Inhalt seiner Rede etwas enttäuscht war. Ich hatte erwartet, daß er von den Mächten der Finsternis reden würde, die uns hauptsächlich in der Gestalt des glaubenslosen Bolschewismus bedrohten und daß diese nur durch Rückkehr des Volkes zu der ewigen Quelle- Christus- überwunden werden könnten, aber nichts dergleichen erfolgte. Er schimpfte zwar auf die Kommunisten, aber fast mehr noch auf alle anderen Parteien, von den Sozialdemokraten angefangen bis zum Centrum und den Deutschnationalen. Dann erläuterte er, warum die Nationalsozialisten nicht in ~~die~~ gegenwärtige Regierung gegangen wären, und diese Worte klingen mir noch so ins Ohr, als ob es gestern gewesen wäre: "Nun werden vielleicht manche fragen: Warum seid ihr denn nicht in die jetzige Regierung gegangen? Es ist Euch doch angeboten worden.- O ja, ich gebe es zu, es ist uns gütigst angeboten worden. Diese Herren da waren so gnädig, zu sagen: Aber bitte, Herr Hitler, steigen Sie doch gefälligst in unser Regierungsschiff ein; bitte, bitte, einige Plätze sind für Sie reserviert. Also bitte, Herr Hitler, steigen Sie ein!- Ich will es euch kurz sagen, meine Parteigenossen, warum ich nicht eingestiegen bin." Er machte eine kurze Pause und dann mit erhobener, fast schreiender Stimme: "Weil ich nicht

wieder aussteigen wollte." Ein ohrenbetäubender, frenetischer Jubel und dröhnendes, nicht enden wollendes Händeklatschen setzten ein. Ich glaube, ich klatschte mit, aber ganz einverstanden war ich nicht. "stets verletzte mich die zynische Art, mit der er von "diesen Herren" sprach, womit er doch nur Hindenburg und Papen, die ich beide verehrte, meinen konnte; dann aber verstand ich in meiner politischen Naivität nicht, warum es so etwas Absurdes sein sollte, zu Hindenburg und Papen und den anderen verdienstlichen Leuten wie Wilhelm Gayl, Schleicher, Braun usw. ins Regierungsschiff einzusteigen. Parteiinteressen waren doch bei dem hohen Ziel, das uns vor Augen schwebte, völlig gleichgültig. Doch ich beugte mich der höheren politischen Einsicht des "Führers" und glaubte, er würde, wie immer, schon wissen, was er tute. Sonst weiß ich von der Rede nicht mehr viel. Unauslöschlichen Eindruck machte mir jedoch die Abfahrt Hitlers durch die vor Begeisterung tobende Volksmenge. Zumal ein Bild ist mir unvergeßlich im Gedächtnis geblieben. Eine Schar 20 jähriger und halbwüchsiger Burschen - anscheinend aus dem Arbeiterstande - hatte sich am Eingang aufpostiert, als Hitler herausritt und abfuhr. Diese Jungen, die in schreiende Heilrufe ausbrachen, ergriff ein derartiger Paroxysmus der Begeisterung, daß ich geradezu einen Schrecken bekam. Ich sehe ihre Gesichter noch deutlich vor mir. Der Schaum stand ihnen vor dem Mund, und es war so, als ob sie im nächsten Augenblick Krämpfe bekommen würden oder sich vor das davonrollende Auto stürzen und sich von ihm totfahren lassen wollten. Ich schrieb darüber nach Hause und fügte hinzu, wie großartig und unüberwindlich doch eine Bewegung sein müsse, die einen derartigen Fanatismus schon bei der Jugend auslöse. Im Übrigen war ich stolz darauf, daß das Volk in seiner breiten Masse nicht immer nur linkstehenden Persönlichkeiten, die ich mit Demagogen gleichsetzte, zujubelte, sondern jetzt endlich auch einmal -- einem auf der äußersten Rechten stehenden Mann. Als jemand zu mir einmal skeptisch sagte: "Aber ist Ihr Hitler nicht auch ein kleiner Demagoge?", war ich empört und wies dem Zweifler heerscharf nach, daß im Allgemeinen ein rechtstehender Politiker ohnehin nicht Demagoge sein könne und daß im Besonderen Hitler das Gegenteil von einem Demagogen wäre, da er stets die Wahrheit spräche und der Menge gerade immer das sagte, was sie nicht hören wolle. In einem Kreise Schwerindustrieller spräche er wie ein Sozialde-

mokrat und in einer Proletarierversammlung wie ein Großkapitalist, in einer katholischen Gegend pries er die evangelische Kirche, und in einem evangelischen Land habe er die Vorzüge des Katholizismus hervor. Überall mahne er zur Einigkeit. Sei das etwa Demagogie? Mein Bekannter sagte: "Ja, der Höhepunkt der Demagogie und ihre raffinierteste Art." Er blieb unbelehrbar.

Eine anderes Erlebnis von diesem Abend ist mir auch noch im Gedächtnis geblieben; es hatte allerdings nichts mit Politik zu tun, aber charakterisierte so herrlich die unerschütterliche Ruhe des lieben Oskar Lübbecke. Auf dem großen Platz vor der Jahrhunderthalle war ein unabsehbares Gewirr parkender und fahrender Autos. Unter Lebensgefahr passierten wir die breite Straße, um unsern eigenen Wagen zu suchen. Käthe war sehr aufgeregt und mahnte ihre Kinder, sich nicht überfahren zu lassen. Plötzlich sahen wir vom gesicherten Hafens des jenseitigen Straßennendes aus zu unserm Schrecken, wie Oskar in steinerner Ruhe und Würde mitten zwischen dahinsausenden, fauchenden und wild hupenden Autos gemessenen Schrittes den breiten Fahrdamm überquerte. Alles schrie aufgeregt durcheinander und Käthe rief entsetzt: "Mein Gott, Oskar, Du läßt Dich ^{ja} überfahren." Oskar sah erstaunt auf, klemmte sein Monckel ins Auge und sagte lediglich: "Ja, warum schreit Ihr denn so? Ja, die dürfen mich doch garnicht überfahren."

Kurz vor Weihnachten wurde mir mein Parteibuch feierlich überreicht. Seit dem 1. Dezember war ich, wie darin verzeichnet stand, also vollgültiger "Parteigenosse." Ich fand den Ausdruck schrecklich und genierte mich maßlos, wenn mich jemand "Parteigenosse v. Alt-Stutterheim" anredete. "Erstens waren wir doch garnicht "Partei"; das "ganze Deutschland" sollte es ja sein und der "Parteistaat" würde ja hoffentlich bald ohnhin auffliegen! Und gar "Genosse"! Das erinnerte doch wieder fatal an die Sozialdemokratie, wo die Parteimitglieder auch "Genossen" genannt wurden. Außerdem war es mir garnicht recht, daß ich jetzt zu der Masse der nunmehr in hellen Haufen in die Partei Hineinströmenden gerechnet wurde, wo ich mich in Wirklichkeit doch schon seit 2 Jahren als Nationalsozialist gefühlt und bekannt hatte, damals als einer der wenigen preußischen Beamten. Jetzt war ich laut Parteibuch eine Nummer, die an 2 Millionen nahe herankam. Großen Eindruck hat mir jedenfalls diese feierliche "Aufnahme in die Partei" nicht gemacht.

Charakteristisch für diese Tage um die Jahreswende 1932/33 waren in meinem Innenleben ganz bestimmte Erkenntnisse und Erfahrungen, die ich in Gesprächen mit Parteifunktionären und anderen Nationalsozialisten aus Breslau machte. Ich stellte zu meinem Erstaunen und zu meiner Enttäuschung fest, daß sie die Seiten des Nationalsozialismus, die mir die wichtigsten waren, meistens bagatellisierten und umgekehrt Punkte, die mir völlig gleichgültig waren, ja die ich vielfach für nebensächlich hielt und sogar ablehnte, in den Mittelpunkt rückten und als besonders ausschlaggebend hinstellten. Zu den ersteren gehörte die christliche und kirchliche Einstellung, die ich für das A und O einer Wiedergeburt des Volkes hielt, über die sie aber meist mit ein paar kurzen Worten hinweggingen; oft knüpften sie noch einen Tadel der Kirche wegen mangelnder "Volkverbundenheit" daran. Auch für meine mehr oder minder konservativen Grundsätze zeigten sie nur wenig Verständnis, nannten sie "reaktionär"; ein Wort, das ich bisher nur von linkstehender Seite bis zum Überdruß gehört hatte - und betonten das "Revolutionäre" im Nationalsozialismus, was nun für mich wieder einen unangenehmen Beigeschmack hatte, und womit ich Gewalt, Terror und Blutvergießen nach dem Muster der französischen und russischen Revolution begrifflich verband. Meine Hoffnung auf Beseitigung des Parteienstaates und eine Zukunft, in der die Menschen nicht mehr nach dem Parteibuch bewertet würden, fand zwar Zustimmung; ich merkte aber bald heraus, daß sich diese Zustimmung nur auf die anderen Parteien, nicht aber die nationalsozialistische bezog. Andererseits exzellierten sie in überschwänglicher Begeisterung und Fantismus hinsichtlich von Vielen, was ich um des großen Zieles willen noch gerade mitschluckte, oder was ich für völlig indifferent ansah. Ihre Hinneigung und Treue zum Führer teilte ich noch; aber sie nahm oft Formen an, daß ich davor erschrocken und nicht mehr mitkonnte. Das war ja oft die reine Vergötterung! Wenn ich einige Male zu sagen wagte, daß ich Hitler in Manchem nicht verstehe oder mit diesem oder jenem nicht einverstanden sei, wurde ich angesehen, als hätte ich am Evangelium gezweifelt oder eine Gotteslästerung ausgesprochen. Ich entsinne mich noch eines netten, gemütlichen S.A.-Führers, der mich einmal bei einer solchen Gelegenheit verteidigte und mit breitem Lächeln sagte: "Kameraden, laßt nur den Regierungsrat v. Alt-Stutterheim zufrieden, auch wenn er nicht in allem haargenau mit Adolf Hitler übereinstimmt. Seht mal, ich mache es ja genau so. Unser

Führer trinkt keinen Alkohol, und ich saufe wie ein Loch; er raucht nicht und ich rauche wie ein Schlot, er isst auch kein Fleisch und ich fresse 3 Schweinekoteletts an einem Abend." Mit dieser gut gemeinten Verteidigungsrede war dem heiklen Gespräch eine andere Wendung gegeben; alles lachte, und der Friede war wieder hergestellt. - Wie gesagt, die Begeisterung für Adolf Hitler ließ ich im Großen und Ganzen noch gelten. Aber was sie sonst so in den Mittelpunkt ihres Interesses setzten und als den Hauptinhalt des Nationalsozialismus hinstellten, berührte mich verhältnismäßig wenig oder erregte sogar meinen Widerspruch. Da war zunächst mal die Rassenfrage, die eine große Rolle spielte, aber von der ich so wenig verstand, daß ich meist bescheiden schweigen mußte. Mit der Bekämpfung des sogenannten jüdischen Geistes in Staat, Presse und Kunst war ich durchaus einverstanden; aber auch darin schossen sie nach meinem damaligen Empfinden weit über das Ziel hinaus und taten so, als ob alles Unglück in der Welt nur von den Juden käme. Die Religion spielte dabei gar keine Rolle, sondern alles wurde nur vom Standpunkt des "Blutes", der "Rasse" und des "Volkstums" angesehen. Man durfte kaum mehr etwas Gutes von einem Juden erzählen oder erwähnen, daß man mit einem Juden näher bekannt sei. Ich pflegte stets zu sagen: "Sie können mich zwar ruhig "Antisemiten" nennen, aber ebensogut auch "Anti-Chinesen" oder "Anti-Japaner". Ich bin nur so lange "Anti", als ein fremdes Volk bei uns maßgebenden Einfluß ausübt, wie es z.B. in Preußen war, aber das ist ja jetzt vorbei." Mit dieser Auffassung waren sie meist nur sehr bedingt einverstanden. Genau wie mit den Juden war es mit den Logen der Fall. Das "Freimaurertum" müsse mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, und das Unglück, das die Juden nicht anrichteten, käme von den Logen. Nun hatte ich keinerlei Veranlassung, für die Logen eine besondere Lanze zu brechen; ich kannte in meiner Verwandtschaft und Freundschaft kaum einen Logenbruder. Das Einzige, was ich von ihnen wußte, und was mich schon als Kind mit geheimem Gruseln erfüllt hatte, war, daß sie sich vor der Aufnahme in die Loge in einen Sarg legen und einen furchtbaren Eid schwören mußten, nie etwas von den düsteren Geheimnissen in der Loge zu erzählen. Meine katholischen Freunde sahen im Freimaurertum ebenfalls den leibhaftigen Gottseibeiuns, und wegen ihrer undurchsichtigen internationalen Bindungen war ich daher ganz einverstanden damit, daß ihr Einfluß etwas ausgeschaltet werden sollte. Aber sie gleich "mit Stumpf und Stiel"

ausrotten? Das erschien mir denn doch sehr brutal und übertrieben. Außerdem zog ich ehrlicher Weise die Möglichkeit in Betracht, daß ausnahmsweise auch einmal ein Unglück in der Welt ohne Schuld der Juden und Freimaurer geschehe. Diese humanitätsduselige Anschauung wurde nicht anerkannt. Mit gewisser Vorsicht wurde dann angedeutet, daß vielleicht auch noch die katholische Kirche als die dritte der verderblichen, internationalen Kräfte mit im Spiel sein könnte. Da wurde ich aber rabiat. Mir war die katholische Kirche trotz einiger weniger Punkte, die mich glaubensmäßig von ihr trennten, stets als das Bollwerk des Christentums und christlicher Sitte und Kultur erschienen. Daß sie zusammen mit Juden und Freimaurern als eine internationale, verderbliche Macht hingestellt wurde, versetzte mich in Wut, ganz besonders aber, daß dieser Angriff von Vertretern des Nationalsozialismus erfolgte, der das neue Reich doch auf der Basis der Kirche beider Konfessionen errichten wollte, und weil Adolf Hitler doch selbst gläubiger Katholik war. Hier wurde dann auch stets eingelenkt und betont, man hätte sich nur im Ausdruck vergriffen und natürlich den politischen Katholizismus gemeint, wie er im Zentrum, das sich mit dem glaubenslosen Marxismus verbündet hätte, zutage träte. Ich ließ mich dadurch nur zu gern beschwichtigen, aber meine Enttäuschung darüber, daß fast alle "prominenten" Parteigenossen, mit denen ich mich unterhielt, in dem, was mir die Hauptsache war, anderer Ansicht waren oder es bagatellisierten, dafür aber die kleinsten Parteistreitigkeiten hochernst nahmen, konnte ich doch nicht Herr werden. Sehr beliebt war es in diesen Tagen, insonderheit "den alten Herrn", womit der Reichspräsident von Hindenburg gemeint war, und die Deutschnationalen - überhaupt alles, was nicht nationalsozialistisch war, - anzugreifen und zwar in wenig schöner Weise, sodaß ich mich oft erschrocken fragte, was eigentlich noch vom deutschen Volke übrig bliebe, das nach Ansicht dieser Nationalsozialisten hier nicht total ausgeartet verrottet und verkommen sei. Bisher hatte ich dies nur immer bei Luendorff und seiner Frau, die mir herzlich zuwider waren, und von denen sich der Nationalsozialismus auch scharf abgesetzt hatte, feststellen müssen. Die beiden schimpften tatsächlich in der derbsten Weise auf alles: Auf die Juden, und die Freimaurer, die katholische und die evangelische Kirche, die Marxisten und die Demokraten, die Deutschnationalen und die Nationalsozialisten, und seit kurzem auch auf

den guten alten Hindenburg. Ich hatte einen wahren Abscheu vor diesem haßerfüllten Geschimpfe Ludendorffs bekommen, und nun fand ich Ansätze dazu in den eigenen Reihen! Ich entsinne mich noch einer kleinen, unbedeutenden Parteiversammlung aus diesen Tagen, wo der Redner scharf gegen den greisen Feldmarschall herzog, weil er Hitler nicht zur Macht kommen lassen wollte, und wobei er bemerkte, Hindenburgs Verbindungen mit dem Judentum seien ja bekannt, zumal nachdem sein einziger Sohn eine Völlblütjüdin geheiratet hätte. Das ging mir denn doch über die Hutschnur, da ich zufällig wußte, daß Oskar Hindenburg, der Freund und Regimentskamerad meines Schwagers, mit einer Freiin von Mahrenholtz aus Hannover vom Lande verheiratet war. Ich bat ums Wort und stellte den Irrtum richtig. Allgemeines Staunen! Aber der Redner bequeme sich dann doch, die Behauptung mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückzunehmen.

Hinsichtlich der christlichen Gläubigkeit der "echten" Nationalsozialisten begann auch ich jetzt ab und zu Bedenken zu bekommen, obgleich ich mir sie selbst nicht recht eingestehen wollte; aber das damalige Gespräch mit dem Kronprinzen von Sachsen wollte mir nicht aus dem Sinn. Selbst an dem gut-katholischen Glauben Hitlers begannen sich hier und da Zweifel zu regen. Es waren sogar Gerüchte zu meinen Ohren gedrungen, daß er exkommuniziert worden sei, was ich natürlich als böswillige *Erfindung* seiner Gegner abtat. Auffallend war es immerhin, daß die katholische Kirche - nicht nur das Centrum - anscheinend wenig von ihm und dem Nationalsozialismus wissen wollte, was besonders in Süddeutschland der Fall sein sollte. Ich konnte das immer nicht verstehen, aber es mußte doch einen Grund haben. Auch ein Gespräch mit meinem Leibbruder Lippe gab mir zu denken. Er war völkisch, aber ganz anti-nationalsozialistisch eingestellt und hatte sich immer weiter von Kirche und Christentum entfernt, was auch durch seine Ehe nicht aufgehalten worden war. Er hatte ein Buch geschrieben: "Bekenntnisse eines deutschen Prinzen", wovon er mir ein Exemplar dediziert hatte, und worin seine Auffassungen niedergelegt waren. Wir hatten uns einmal wieder über Nationalsozialismus und Kirche gestritten, und ich hatte ihm dabei zu verstehen gegeben, daß ich seinen Abfall von Christus und Seiner Kirche jammervoll fände. Da spielte der gute "Pille" seinen letzten Trumpf aus und sagte: "Du bildest Dir doch wohl nicht etwa ein, daß Euer Führer ein guter Christ ist?" Ich weiß genau, daß er aus der Kirche ausgetreten ist. Also darin stimme ich mit ihm überein." Über diese

positive Mitteilung war ich doch recht erschüttert, sagte aber etwas unlogisch und gegen meine Überzeugung: "Er ist ja auch nicht mein religiöser, sondern mein politischer Führer, und außerdem kann er ja ein guter Christ sein, selbst wenn er tatsächlich aus der Kirche ausgetreten wäre, was ich nicht einmal glaube."

Das rege gesellschaftliche Leben Breslaus ging auch in diesen letzten Tagen des Jahres 1932 in alter Frische weiter, nur daß als Gesprächsthemen jetzt nicht mehr die Breslauer Tagesereignisse und Sensationen wie die Therese von Konnersreuth, die unechte Großfürstin Anastasia von Rußland, oder der furchtbare Winter 1929 im Mittelpunkt des Interesses standen, sondern die Fragen der großen Politik, wobei Adolf Hitler einen großen Raum einnahm. Am 3. Dezember war Papen abgegangen, und Karls Regimentskamerad, General v. Schleicher, der jetzige Kriegsminister, war Reichskanzler geworden; also wieder weder Adolf Hitler, noch ein anderer Nationalsozialist! Bei den letzten Wahlen hatten die Nationalsozialisten eine Einbuße erfahren, und die Stimmen mehrten sich wieder, welche behaupteten, der Nationalsozialismus hätte ausgespielt und würde niemals zur Macht gelangen. Ich selbst schrieb an einem Adventsonntag, an dem ich in der Kirche eine Predigt über die Botschaft Johannes des Täufers an Christum gehört hatte, Folgendes in mein Tagebuch: "Ich will nicht Göttliches mit Irdischem und Religiöses mit Politischem vergleichen; aber trotzdem geht es mir in der Politik hinsichtlich Hitlers so, daß ich auch fragen möchte: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten?" Hundertprozentige Zuversicht sprach nicht gerade aus dieser Tagebuch-Eintragung. Dieselbe Frage jedoch - wenn auch in anderer Form - war es, um die sich die meisten Gespräche auf allen gesellschaftlichen Veranstaltungen drehten. Zu diesen gehörte in Breslau insonderheit die "Schlesische Herrengesellschaft", eine lose Vereinigung von Männern des Staates, der Kirche, der Wirtschaft und des Kulturlebens - kurz die gesamte "Prominenz". Diese Abende waren immer hochinteressant; nicht allein weil man auf ihnen mehr oder minder mit allen führenden Geistern der Provinz und darüber hinaus zusammentraf, als auch weil nach dem immer ausgezeichneten Abendessen der Vortrag einer bekannten und rednerisch begabten Persönlichkeit stattfand, woran sich dann eine lebhaft Diskussionsanschloß. Ich entsinne mich z.B. noch eines interessanten Vortrages von Dibelius, des Generalsuperinten-

13
 denten der Kurmark. Auch zu dem berühmten "Zwölfer" im Zwinger war ich in diesem Winter von meinem Vetter Löbbbecke ^(wieder) eingeladen worden.

Von meinem Regiment befand sich in Breslau ein Kameradenverein, der eine riesige Mitgliederzahl hatte und von Zeit zu Zeit tagte. Vorsitzender desselben war einer unserer Regierungssekretäre, Kolbe, ein ehemaliger Unteroffizier der 3ten Schwadron (die wir s.ZT. beim Regiment die "Polkwitzer" nannten, weil sie mal in Polkwitz gestanden hatte), auch jetzt noch der Typ des jugendlichen Unteroffiziers, ein frischer, netter Kerl, der seine Funktionen im Kameradenverein unendlich ernst nahm. Von uns Offizieren nahmen außer mir Gottfried Lieres-Grünau, Gerhard Klitzing, Herr v. Bergmann-Korn, (der Inhaber der berühmten "Schlesischen Zeitung") und Herr v. Garnier, Bruder von Graf Garnier-Turawa, oft an diesen Abenden teil. Lieres und ich wurden in diesem Jahr zu Ehrenmitgliedern ernannt, worauf wir sehr stolz waren. Bei den Festen, an denen auch die Frauen teilnahmen, spielte die quicklebendige, immer vergnügte kleine Frau v. Lieres stets eine große Rolle und erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Die gewöhnlichen Kameradschaftsabende waren meist von einer tödlichen Langweile, zumal der sogenannte "offizielle Teil", in dem stundenlang über die gleichgültigsten Dinge, die von den Mitgliedern aber meist totornst genommen wurden, geredet wurde. Am Abend vor dem Totengedenktage - Totensonntag war in diesem Jahr eine Kameradenversammlung ehemaliger Bredow- Dragoner, auf der ein bestellter Redner eine Totengedenk-Rede halten sollte. Dies geschah denn auch, und mit großem Pathos hielt uns dieser fremde Herr eine feierliche Ansprache zum Gedächtnis der Toten, insbesondere der Gefallenen des Regiments. Er schloß mit einer pathetischen, eindrucksvollen Redewendung und alles blickte ernst, wie es die Situation erheischte, vor sich nieder. Kaum hatte der Redner mit vor Rührung zitternder Stimme jedoch das letzte Wort gesprochen, als der gute Kolbe, eingedenk seiner Präsidentenpflicht, wie aus der Pistole geschossen aufsprang und sagte: "Ich danke dem Redner für seine zu Herzen gehenden, schönen Worte, und auch Kameraden kann ich die freudige Mitteilung machen, daß der Herr Redner nur 15 Mark für meinen Vortrag nimmt. Da er dieselbe Totengedenkrede nämlich schon 8 mal gehalten hat, berechnet er sie uns unerkennenswerter Weise so billig. Bitte, Herr Müller,

lassen Sie sich nachher die 15 Mark gleich von Kassenwart geben! Das war sehr, sehr schwer, eine dieser traurigen und ernsten Gelegenheiten angemessene Miene weiter zu behalten, besonders als ich das zur Grimasse verzerrte Gesicht von Gottfried Lieres ansah!

Als ich zu Weihnachten nach Hause kam, erschien mir die Baronesse Buhl schon völlig zur Familie gehörig. Mein Vater schätzte sie nach wie vor ganz besonders, und ich konstatierte une fois de plus, daß es eine durchaus "harmonische Ehe" war, die die beiden führten. Auch in der Außenwirtschaft fand ich diesmal vieles besser als früher. Hier wirkte als Inspektor Herr Tillwick, der am gleich Tage wie Vera Lisa, dem 1. Oktober 1931, seinen Einzug in Sophienthal gehalten hatte, mir gut gefiel und auch entschieden tüchtig war. Weihnachten und Neujahr gingen unter den gleich Zeremonien vor sich wie im Vorjahr, und ich trat wieder meine Reise nach Dwarischken an, m.W. gleich nach Neujahr. Ika schreibt wenigstens unter dem 6.1.1933 an unsern Vater: "Jos Besuch war reizend." Paula - Viktoria - genannt Paulinchen - war nun auch schon zur erwachsenen Jungfrau von 17 Jahren herangereift, befand sich aber noch auf dem Luisenstift in Berlin, wo sie sich auf das Abiturium vorbereitete. Sie war ein außerordentlich kluges Mädel und hatte einen großen Charme, der oft an die verstorbene Mutter erinnerte. Mein Vater hatte sie sehr in sein Herz geschlossen und nannte sie stets "Hexe". Diese Liebe beruhte auf Gegenseitigkeit; denn für Paulinchen übte der Opapa in Sophienthal eine große Anziehungskraft aus. Karl Elmar war m.W. bereits Fähnrich in der Reichswehr und zwar beim 3ten Inf. Regiment in Dt. Eylau/ Osterode. Sein Regimentskommandeur war Oberst v. Niebelschütz, auch ehemaliges 3. Garde-Regiment wie mein Schwager. Diesen fand ich leider ans Bett gefesselt vor. Er hatte schon einmal Venenentzündung gehabt und dasselbe ^{war} auch jetzt wieder, ^{der Fall} wenn die Ärzte es auch noch bestritten. Aber eine weitere Karte von Ika, vom 24. Januar, an Vater kam schon aus dem Krankenhaus in Königsberg, natürlich "bei Büttner", worin sie schreibt: "Karl geht es gottlob besser, aber die Entzündung im Oberschenkel ist noch nicht ganz heraus, und vorher darf er nicht aufstehen. Er langweilt sich schon ziemlich. Wir spielen viel Skat zu Zweien. Nach einem intensiven Besuch von Frau Deutsch (dt. nat. Abgeordnete) und Herrn v. Paleske-Sorquitten, der 2 1/2 Stunden dauerte, hatte er wieder erhöhte

Temperatur, die aber nach einer Stunde wieder sank. Die Kälte ist grausig, aber im Krankenhaus merkt man nichts von ihr. Vielleicht kann ich am Sonntag nach Sophienthal kommen; ich möchte aber Karls Aufstehen abwarten. Sonntag nach der Kirche traf ich netter Weise mit Hens Blücher zusammen. Er ist auch eine Kampfnatur wie Karl und hat ebenfalls viele Schwierigkeiten zu überwinden. Bernhard Glaser war auch bei uns. Wilhelmines Bräutigam soll sehr gut aussehen. Die Scheidung von Hertha Kuenheim ist doch sehr traurig. Am Sonnabend spreche ich bei Baronin Buhl an und hoffe, Vera Lisa dann zu sehen. "Letzterer ging es leider gesundheitlich gar nicht sehr gut. Sie litt seit Jahren an einem Leiden (erweiterte Milz), das ihr viel zu schaffen machte, und wodurch sie dauernd ein quittengelbes Aussehen hatte. Nur eine Operation konnte Heilung bringen, aber es war eine auf Leben und Tod. Trotzdem hatte sie sich nunmehr dazu entschlossen, und zwar sollte sie Professor Sauerbruch, damals schon der bekannteste Operateur Deutschlands, in Berlin ausführen. Natürlich war damit eine lange Abwesenheit von Sophienthal für Baroness Buhl verbunden. Die Frage erhob sich nun, wer so lange die Vertretung bei meinem Vater übernehmen sollte. Dieser selbst hatte sich bereits so mit ihr eingelebt, daß ihm der Gedanke, sie so lange Zeit zu entbehren, sehr wenig behagte, obgleich er immer behauptete, sehr gut ohne Gesellschaft auszukommen und aus diesem Grunde auch auf eine Vertretung sehr gern verzichtet hätte. Aber er sah doch ein, daß der noch immerhin so große Haushalt nicht ein Vierteljahr ohne Hausfrau bleiben könnte, und so stimmte er denn etwas bedrückten Herzens zu, daß nach einer Vertretung Umschau gehalten würde. Die Frage löste sich dadurch, daß sich unsere alte Nachbarin, Frau v. Kuenheim-Botkeim, die seit dem Verkauf von Botkeim und nachdem auch ihr Mann gestorben war, als Witwe in Königsberg lebte und deren einziger Sohn, Eitel-Vollmar, als Offizier in der Reichswehr beim Kavallerie-Regiment in Insterburg stand, ^{bereits} erklärte, für diese Zeit nach Sophienthal zu ziehen und Vera Lisas Vertretung zu übernehmen. Wir waren alle sehr zufrieden mit dieser Lösung, aber doch recht beunruhigt wegen der schweren Operation, die Baroness Buhl Anfang Februar bevorstand.

Auch mein Schwager Goltz war in diesem Januar wieder einmal "bei Böttner" im Krankenhaus. Aus einer Karte von Ette an unsern Vater vom 8. Januar 1913: "Mein liebes Vaterchen! Leider konnte ich nicht zu Dir kommen, da ich unbedingt nach Mertens-

dorf musste, schon um die Goltz'sche Altardecke für die Taufe der Drillinge zu holen. Professor Böttner ist mit meinem Besten zufrieden und hofft, ihn in 8 Tagen, so Gott will, zu entlassen. Ich fahre morgen mit Auto zur Taufe der Drillinge nach Galbunnen doch nur für wenige Stunden. Zu nett war Dein Besuch, lieber Vater. Viele, viele herzliche Grüsse, auch an Vera Lisa usw."

Bald hiernach wurde die Scheidung der Kuenheim'schen Ehe gerichtlich ausgesprochen. Die beiden sehr netten Kinder, Volkmar und Dorothee, wurden der Mutter zugesprochen. Mein Schwager wurde sehr mitgenommen von diesem Ereignis.

Ich fuhr natürlich wieder zur grünen Woche Ende Januar nach Berlin. Am 30. Januar sollte unser Sachsen-Essen mit nachfolgendem Bierabend stattfinden. Ich fuhr am Nachmittag dieses Tages nach dem Westen heraus, n.W. zu unserer "Frau Geheimrst", Frau v. Martitz, die in der Windscheidstraße eine hübsche Wohnung gefunden hatte, nachdem sie lange Zeit in 2 abgemieteten Zimmern der Plehweschen Berliner Wohnung gehaust hatte. Auf dem Rückweg fielen mir in der Elektrischen die aufgeregte Haltung und die lebhaften Gespräche des Publikums auf. Plötzlich sagte mein Nachbar zu mir: "Haben Sie schon gehört? Der Hitler ist Reichskanzler geworden." Ich konnte es noch nicht fassen, aber die laut und aufgeregte um mich herum geführten Gespäche bestätigten es mir. Endlich ergatterte ich auch ein Extrablatt. Da stand es schwarz auf weiß: "Reichskanzler v. Schleicher zurückgetreten! Adolf Hitler vom Reichspräsidenten v. Hindenburg zum Reichskanzler ernannt und mit der Bildung des neuen Kabinetts beauftragt." Der Sieg war errungen! War unendlicher Jubel in mir? Damals hätte ich die Frage laut und freudig bejaht. Heute weiß ich, daß dem nicht so war. Gewiß, ich freute mich, daß die christliche und nationale Sache zum endgültigen Durchbruch gekommen war, aber was ^{mir} ~~würde~~ ^{mir} einst bejubelten erträumten Jubel über den errungenen Sieg dämpfte, war das Bewußtsein, daß dieser Sieg jetzt ja garnicht errungen war gegen die "Mächte der Finsternis", die uns bedrohten, ja nicht einmal gegen die Mächte, die man als die Schrittmacher für unsere Verderber ansah: Sozialdemokratie, Judentum und Demokratie, wie ich mir das früher immer ausgemalt hatte, sondern gegen eine Regierung, die ja auch national und christlich eingestellt war, und die ja im Großen und Ganzen dieselben Ziele verfolgte, wie ich selbst. Was war für ein großer Unterschied zwischen Papen oder Schleicher oder Hitler?

Ich mußte mich beeilen, um mich in meinem Hotel-ich wohnte stets in Berlin in irgend einem Hotel in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße, meist im "Magdeburger Hof"- in den Smoking zu werfen, um zu unserm Corps-Essen zur Zeit zu kommen. Es ging dort zu wie in einem aufgeregten Bienenschwarm. Die Freude über den nationalen Aufbruch herrschte vor. Jeder neu hinzukommende Corpsbruder wußte etwas anderes zu berichten. Ich sehe noch meinen jüngeren Corpsbruder Benzenberg aus Schlesien, Idealist und begeisterter Nationalsozialist, steil die Treppe heraufgestürzt kommen. In der Freude seines Herzens umarmte er mich und konnte nur noch stammeln: "Es ist geschafft!" Bald erfuhr man, daß Stahlhelm und S.A. sich zu einem großen Fackelzug rüsteten, um dem Feldmarschall v. Hindenburg und Adolf Hitler ihre Ovationen darzubringen. Andere Corpsbrüder kamen später und berichteten aufgeregt: "Soeben marschieren sie durch's Brandenburger Tor." Wir ließen uns in unserm Essen aber nicht stören, obgleich es fast nahegelegen hätte, die wenigen Schritte bis zu den Linden hinauszueilen, um uns das historische Schauspiel anzusehen. Dagegen wurde es wohl auch, doch beruhigten wir uns mit dem Hinweis, daß man wegen der großen Menschenmassen ja wohl doch nichts von dem Vorbeimarsch sehen würde. Einfluchte möchte ich hier noch, daß schon kurze Zeit darauf ein wenig schöner Witz kursierte, der aber vielfach für ernst genommen wurde. Es wurde erzählt, daß Hindenburg beim Anblick der endlosen braunen Kolonnen der S.A. gesagt hätte: "Heute wieder so viele gefangene Russen!" Dies sollte natürlich die Geisteschwäche des alten Herrn dokumentieren. Durch meine Geschwister die ja öfters bei ihm waren, wußte ich jedoch, wie gut der greise Feldmarschall seine fünf Sinne beisammen hatte.

In rein äußerlicher, formaler Weise verlief dieser denkwürdige Göttinger Sachsen-Tag zu Berlin wie gewöhnlich. Landeshauptmann v. Pappenheim leitete ihn in musterhafter Weise und hielt eine klug abgemessene und sehr gute Rede, in der er auch den nationalen Aufschwung des Volkes, seine Wiederbesinnung auf die edelsten Güter der Nation und das neu erwachte Gefühl für Freiheit, nationale Ehre und Würde mit einigen warmherzigen Worten würdigte. Ob er auch das heutige Geschehnis kurz streifte, vermag ich nicht mehr zu sagen. Ich wußte aus verschiedenen Gesprächen mit ihm, daß er kein Feind des Nationalsozialismus war, was mich immer bei ihm, dem "echten Preußen" alter, bester Art und Überzeugten Monarchisten in Erstaunen versetzte. In sei-

nen Reden, bei denen er nie ein Blatt vor den Mund nahm, die aber doch maßvoll, geschickt und nie verletzend waren, hatte er mehr als einmal seiner Gesinnung, die ja auch den Traditionen unseres Corps entsprach, unzweideutig Ausdruck gegeben. Im Gegensatz zu seiner Ansprache stand am heutigen Abend eine andere Rede, die von einem A.H. (alten Herrn) der Saxoborussia gehalten wurde. Vertreter unseres Cartellecorps' Borussia-Bonn und Saxoborussia-Weidelberg nahen nämlich stets an dem auf das Diner folgenden Bierabend als Gäste teil. Sie wurden dabei mit einer kurzen Rede und einem "Schoppensalamander" auf die "alten und in-nigen Beziehungen zu unserm lieben Kartellecorps" begrüßt und dankten dann in der gleichen Weise. Der Vertreter von Saxoborussia, dessen Namen ich vergessen habe, streifte nun in seiner Rede die Vorgänge des heutigen Abends in ironischer Weise und gebrauchte dabei die Worte: "An diesem Abend, an dem Adolf I. durchs Brandenburger Tor in die Reichshauptstadt einzieht..." Unsere Empörung war zum Teil groß. Wir - auch die Nicht-Nationalsozialisten - erblickten darin eine Herhöhung des nationalen Aufbruchs des Volkes und der heute allgemein herrschenden Hochstimmung, ganz abgesehen davon, daß ein Geschichtskundiger darauf hindeutet, daß es schon einmal einen deutschen Kaiser Adolf (Adolf von Nassau) gegeben hätte, und daß der Kartellbruder also zum mindesten "Adolf II." hätte sagen müssen. Die Wogen der Erregung schlugen jedenfalls bei uns nationalsozialistischen Corpsbrüdern hoch, und wir wurden bei Pappenheim vorstellig, daß er dem Gast doch das Unpassende und Ungehörige in seiner Rede klar machen solle. Auch Pappenheim, der selbst den Aufstieg des Nationalsozialismus mit Mißtrauen betrachtete, war trotzdem wohl auch nicht mit der Form der Rede einverstanden, und in seiner geschickten Weise verstand er es, die Angelegenheit zu applanieren und die aufgeregten Gemüter zu beruhigen; aber ein leiser Mißklang blieb doch an diesem Abend zurück. Folgende Mitteilung an meinen Vater sagt es: "Breelen, Wauferfatz, -65, d.-16.XI.-1932-

Ich glaube, daß auch in diesem Jahr Stutterheimscher Familientag in Berlin stattfand und ich an ihm teilnahm. Meine Gedanken waren in diesen Tagen viel bei Vera Lisa Buhl, die am 2. Februar in Berlin von Professor Sauerbruch operiert wurde, wenn mir damals auch noch nicht klar wurde, daß es eine Operation auf Leben und Tod war. Bald hörte ich zu meiner Freude,

daß die Operation geglückt wäre, wenn auch wahrscheinlich noch eine zweite erforderlich sein würde. Aus Sophienthal bekam ich die beruhigende Nachricht, daß mein Vater auch mit Frau von Kuenheim's Regierung zufrieden wäre und sich gut mit ihr eingeliebt hätte. Selbst konnte ich mich nicht davon überzeugen, da ich während der Zeit ihrer Herrschaft nicht zu Hause war; aber sie schrieb mir öfters nette und eingehende Briefe über das Befinden meines Vaters und alle Geschehnisse in Sophienthal und "der Friedland- Domnauer Gegend."

Als ich wieder nach Breslau zurückkam, ging das arbeitsreiche Leben auf der Domänenabteilung seinen ruhigen Gang weiter, als ob nichts geschehen sei. Ich konnte es noch immer nicht fassen, daß alles, was früher als fluchwürdiges Vergehen galt, nun mit einem Mal erlaubt war, ja vielmehr als höchst annerkennenswert und verdienstvoll angesehen wurde. Ich machte ferner die Entdeckung, daß Hitler plötzlich allgemeine Anerkennung und Bewunderung fand. Menschen, bei denen man das nie erwartet hatte, sagten jetzt, sie hätten es immer gewußt, daß Hitler im Grunde doch ein ganzer Kerl sei, und daß er, wie kein anderer berufen sei, die Geschicke des deutschen Volkes in die Hand zu nehmen. Es wurde sogar "schick" mit "Heil Hitler" zu grüßen und dabei die rechte Hand zu erheben. Wie aus dem Boden gezaubert, erschienen überall im Straßenbilde braune Uniformen der S.A. und der Partei, ja sogar auf der Regierung konnte man bereits solche erblicken, was ich recht ungehörig fand, was aber ruhig geduldet wurde. Ich konnte mich nicht recht damit abfinden, daß Staatsbeamte im Dienst die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Partei äußerlich und so in die Augen springend dokumentierten, zumal in diesem Zeitpunkt, da das Ziel ja erreicht war, und die "Partei" als solche ihre Daseinsberechtigung verloren hatte. Solange Parteien aber noch weiter bestanden, durften nach meinem Rechtsempfinden die Mitglieder einer derselben in der staatlichen Verwaltung nicht eine Sonderstellung beanspruchen. Daß Hitler- Bilder von einzelnen in ihren Dienstzimmern aufgehängt wurden, mochte noch angehen; er war ja jetzt unser Reichskanzler. Ich selbst nahm bewußt davon Abstand, da ich ^{mich} immer zu sehr über die Bilder des dicken Ebert, die zwangsweise überall in den Amtsräumen aufgehängt worden waren, geärgert hatte, obgleich er ja schließlich sogar Reichspräsident gewesen war; aber trotzdem hatte ^{ich} in ihm stets den Vertre-

ter der sozialdemokratischen Partei, vor allem aber den Zerstörer der Monarchie und den Usurpator auf dem kaiserlichen Thron gesehen. Daher wollte ich dasselbe Ärgernis jetzt nicht anderen geben, obwohl Müller, wie immer betont wurde, ja nicht der Vertreter einer Partei war, sondern des gesamten, auf der neuen und doch alten Weltanschauung christlicher und nationaler Gesinnung geeinten deutschen Volkes.

Durch das ganze Volk ging denn auch eine Welle nationaler Hochstimmung und Begeisterung. Die alten vaterländischen Lieder und Militärmärsche erklangen wieder, die geliebten schwarz-weiß- roten Farben und Fahnen wurden in der Öffentlichkeit gezeigt, die Kirchen füllten sich bei den Gottesdiensten in nie gesehnter Weise und allenthalben hörte man von massenhaften Kircheneintritten, nachgeholtten Taufen und Trauungen.

Auch was im Staat und in der großen Politik geschah, erfüllte mich im allgemeinen mit Freude und Beruhigung. Aus manchen Reden und Handlungen klang öfters ein mir nicht zusagender Überschwang heraus, aber das staatliche und öffentliche Leben ging seinen geregelten, ordentlichen Gang weiter ohne zwangsweise Eingriffe oder nennenswerte Personalveränderungen. Auch bei uns auf der Regierung blieb alles beim Alten. Ausgespochene Marxisten waren ohnehin nicht mehr in den leitenden Stellungen. Der von uns allen sehr hochgeschätzte und verehrte ^{Präsident} Regierungspräsident Schwendy hatte schon vor einigen Jahren dem sozialdemokratischen Vicepräsidenten Wagner weichen müssen, aber dieser war inzwischen unter der Papen- Regierung wiederum von dem deutsch-national gesonnenen Herrn v. Scheller abgelöst worden. Schwendy, der ebenso wie Oskar Löbbecke und ich s. Zt. eine Frau v. Rohrscheidt als Schwester hatte, war Vorsitzender der "Landstände"-Kommission hier in Breslau geworden, eines zur Stützung der Landwirtschaft und zu Siedlungszwecken in jeder Ostprovinz errichteten Institutes. Unser Regierungspräsident war ein Centrumsmann Namens ^{Herr} Brand, der sehr wenig in Erscheinung trat, und der mir selbst ausser bei Plenarsitzungen oder andern feierlichen Gelegenheiten kaum je zu Gesicht gekommen war. Soweit ich mich entsinne, ließ er mich in diesen Tagen durch einen Dritten einmal fragen, ob ich in Bezug auf eine neue Stellung irgendwelche Wünsche hätte. Ich sagte etwas verärgert, der Regierungspräsident hätte sich bisher nicht um meine Wünsche gekümmert; daher braucht er es jetzt, nachdem der Nationalsozialismus "Mode" geworden wäre, auch nicht zu tun.

Außerdem fühle ich mich in meiner Stellung sehr wohl. Dies stimmte auch wirklich, ganz besonders jetzt unter meinem neuen Abteilungsdirigenten, Regierungsdirektor Marwedel, der mir in meinem Arbeitsgebiet völlig freie Hand ließ, ja mich sogar vielfach um Rat fragte, was meiner kleinen Eitelkeit recht wohl tat. Versöhnen tat mich bei der Anfrage des Regierungspräsidenten lediglich, daß der Mittelsmann, den er zu mir geschickt hatte, ehrlich sagte; der Regierungspräsident stehe gemäß meinen guten Qualifikationen einer Beförderung von mir sehr wohlwollend gegenüber, da ja das einzige, bisherige Hindernis - meine rechtsgerichtete Gesinnung - jetzt kein Hinderungsgrund mehr, sondern eine Empfehlung sei. -

Dieser Monat Februar 1933 ist mir als eine ganz besonders glückliche, ruhige und freundliche Zeitspanne im Gedächtnis haften geblieben. Im Leben meines Volkes und Vaterlandes sah ich mein Ziel erreicht, erlebte den nationalen Aufschwung in einer bis dahin nicht für möglich gehaltenen Einigkeit und sah einen gesunden wirtschaftlichen Aufstieg -- und völkischen Aufstieg vor Augen. In meinem eigenen Leben fühlte ich mich in meiner gemütlichen Häuslichkeit bei der treu sorgenden "Bertha", bei einer mir zusagenden, arbeitsamen, aber nicht aufregenden Tätigkeit, umgeben von einem reichen Verwandten- und Freundeskreis und inmitten einer reizenden, regen und anregenden Geselligkeit in Stadt und Land äußerst wohl, zufrieden und bewusst glücklich. Meine Erholungszeiten verbrachte ich im schönen, heimatlichen Elternhaus, um das in irgend einer Form fast alle meine Gedanken kreisten, in den beinahe ebenso heimatlichen Verwandtenhäusern oder an der Mürdsee, aus der ich stets wie aus einer Gesundbrunnen um 10 Jahre verjüngt entstieg. Mit den jetzigen Kollegen auf der Regierung, zumal der Domänenabteilung, verband mich ein gutes, freundschaftliches Verhältnis, wozu nun noch hinzukam, daß man als Nationalsozialist kein Outsider mehr, sondern gewissermaßen "aktuell" geworden war, als ein Mann, der den Wert Adolf Hitlers früh erkannt und die Entwicklung der Dinge klug vorausgesehen hätte. Auch Landsleute aus meiner Heimat Ostpreußen traf ich oft an, zumal bei Theers. Dazu gehörten u.a. zwei Langendorfer Kinder, Frau v. Cellhorn aus Ottwitz bei Breslau und ihr Bruder Sklode Perbandt, der m.W. an irgend einem Landratsamt tätig war. Dasselbe war der Fall bei Friedel St. Paul-

mit vollem Namen- Le Tanneux v. St. Paul- Illaire- aus Jäcknitz, dem Bruder des jetzigen Besitzers und auch von Leo St. Paul- Otten, der mit meiner Cousine Elisabeth Bolschwing aus Schön- bruch verheiratet war. Sehr angebidert hatte ich mich in dieser Zeit mit einem weiteren Mitglied der "Finckenstein'schen Sipp- schaft", Konrad Finckenstein aus Alt- Döberitz in Pommern, dem sehr viel jüngeren Vetter von Heinz und auch Konrad Czetzritz. Er besuchte mich oft und war ein sehr netter Junge, aber in gei- stiger Beziehung noch etwas "unabgeführter Jagdhund", indem er eigentlich den Typ der heutigen Jugend, die nicht recht wußte, woran sie war, sich halten sollte, darstellte. Er entwickelte in gleichem Atemzug kommunistische, christliche und konservativ- preußische Ideen. Er wollte durchaus Gärtner werden. Dem Natio- nalsozialismus war er nicht sehr zugetan, dafür aber m.W. be- geisterter Stahlhelm- Mann. Ich mochte ihn sehr gern, was wohl auch auf Gegenseitigkeit beruhte, denn auch unsere Anschauungen - vielleicht schon wegen des großen Altersunterschiedes- oft weit auseinander gingen. Das Sonnabend- Nachmittagsidyll, wenn ich der Nachmittagsruhe pflegte, spannende Memoiren oder Romane las und dazu die unübertrefflichen Konfituren von Micksch pfund- weise vertilgte, habe ich schon geschildert. Ich muß es gestehen, daß ich damals mit Vorliebe zur Entspannung die Romane von der Adlersfeld- Ballestrem las, die an Quantität fast mit denen der Courths- Mahler konkurrierten, aber doch auf einem höheren Ni- veau standen. Ich hätte Frau v. Adlersfeld, die in München wohn- te, gern selbst einmal kennengelernt. Dazu kam es zwar nie, aber durch einen Grafen Ballestrem, der ihr Neffe war, ließ ich ihr ab und zu sagen, sie möchte doch wieder einmal einen schönen, neuen Schauerroman schreiben, was ihr auch ausgerichtet worden ist und sie sehr erfreut haben soll. Ihre Romane nämlich, die stets in der höchsten, internationalen Aristokratie spielten, wa- ren ein Gemisch von Kriminal- und Geistergeschichten, bei denen irgend ein harmloser netter Mensch sich plötzlich als Scheusal, -Giftmischer, Dieb oder Mörder- entpuppte, aber natürlich durch den berühmten Detektiv Windmüller seiner verdienten Strafe zu- geführt wurde. Dazwischen spukten dann einige Geistererschein- ungen oder sonstige metaphysische, unerklärlichen Vorgänge. Augenblicklich las ich wieder so einen ungeheuer spannenden Rö- man von ihr. er hieß "Gefüllte Datteln", und darin versuchte ein

liebevoller Ehemann- natürlich war es ein Prinz- seine Gattin mit gefüllten Datteln, die sie besonders bevorzugte, zu vergiften. Beim Lesen überfiel mich plötzlich ein unwiderstehliches Verlangen, auch wieder einmal gefüllte Datteln zu essen. Es waren entkernte und mit einer herrlichen Mischung von Chokolade und Marzipan gefüllte Früchte und schmeckten wundervoll. Mein Entschluß war gefaßt, und ich begab mich zu der in der Schweidnitzer Straße gelegenen Filiale von Micksch, wo ich stets einzukaufen pflegte, und schon bekannt war. In Gedanken verloren, teils an die interessanten Begebenheiten der Gegenwart, teils an den Schauerroman, der mich zu diesem Gang verleitet hatte, betrat ich den Laden und sagte zu der niedlichen, jungen Verkäuferin, die mich dienstfertig nach meinen Wünschen fragte; "Sagen Sie bitte, Fräulein, haben Sie vielleicht ^{vergiftete} gefüllte Datteln?" Entsetzt sah mich die Kleine an und fuhr wie von einer Viper gebissen einen Schritt zurück, wobei mir erst mein fürchterlicher Sprachschneider zum Bewußtsein kam. Sehr verlegen und mit großem Wortschwall klärte ich nun die Kleine auf, daß ich mich natürlich nur versprochen hätte und gefüllte Datteln meinte, und daß ich nur gerade an einen Roman gedacht hätte, in dem die gefüllten Datteln vergiftet gewesen seien. Das Fräulein beruhigte sich denn auch etwas, sah mich aber, als sie mir die gefüllten Datteln überreichte, etwas von der Seite an, als ob ich ein heimlicher Giftmischer wäre oder vielleicht auch übergeschnappt wäre. Allmählich gewann ich ihr Vertrauen jedoch wieder.

Von den Kollegen stand ich mich fest am nächsten mit dem Regierungsrat Zirpel von der Domänenabteilung, von welchem ich immer behauptete, daß er mit meinen sämtlichen Domänenpächtern versippt oder verschwägert wäre. Auch in seiner Breslauer Häuslichkeit war ich öfters. Seine hübsche, noch sehr jugendlich aussehende Frau stammte, wie ich schon einmal erwähnte, natürlich auch von einer Domäne, und zwar war sie die Tochter meiner Domänenpächterin, der guten Frau Antret Vogel aus Hemmersdorf, die ich immer den anderen Pächtern zum Muster in Ordnungsliebe und pünktlicher Pachtzahlung hinstellte.

Einen anderen guten Bekannten aus Ostpreußen, den ich in Schlesien wiedergetroffen hatte, und mit dem ich öfters zusammen war, habe ich noch zu erwähnen vergessen. Es war der nette, immer lustige "Hänschen Becker", damals Forstassessor an der Regie-

rung in Allenstein, jetzt wohlbestallter Forstmeister in Katho-
 lisch Hammer bei Oels. Ursprünglich war er Leutnant zur See ge-
 wesen, hatte aber nach dem Kriege umgesattelt und den Beruf sei-
 nes Vaters ergriffen, der Forstmeister in Merseburg gewesen war.
 Eigentlich war Hänschen Becker auch heute noch der Typ des jun-
 gen Leutnants zur See. Groß, gut gewachsen und brillant ausse-
 hend, stets vergnügt und einen dummen Witz auf den Lippen, hat-
 te er sich seine Jugendlichkeit nach Aussehen und Wesen völlig
 bewahrt. Unauslöschlich war mir noch eine Bemerkung im Gedäch-
 nis, die er bei der Trauerfeier für meinen Corpsbruder, den al-
 ten Fürsten Hatzfeld machte, die in der Kirche von Trachenberg
 bei einer sibirischen Kälte stattfand. Die Zeremonien dauerten
 entsetzlich lange, und wir froren kräftig. Als wir endlich, end-
 lich glaubten, es sei zu Ende, da fing die Trauerfeier, die der
 Fürstbischof Kardinal Bertram abhielt, überhaupt erst an. Als
 wir danach die Kirche verließen, und ich, zu Eis erstarrt, ge-
 messenen Schrittes an Hänschen vorbeiging, flüsterte er mir nur
 mit klappernden Zähnen zu: "Ne, du, ich bleib doch evangelisch."

Das gesellschaftliche Ereignis dieses Februarmonats
 1933 war die Hochzeit von Bertha- Luise, der "schönen Oppen",
 mit Graf Raczynski, die auf den 27ten festgesetzt war. Natürlich
 schickte mir Frau v. Oppen nach Lippe'schem Muster zunächst eine
 Mitteilung folgenden Inhalts: "Am 27ten Februar findet die Verneh-
 lung meiner Tochter Bertha- Luise mit dem Grafen Sigismund Raa-
 zynski statt. Trauung da und da, nachfolgendes Essen da und da."
 Ich telephonierte gleich von der Regierung aus an und sagte,
 darauf fiel ich nicht herein und ich käme sehr gern. Die "Ein-
 ladung" fand ich denn auch schon zu Hause vor. Es war ein sehr
 schönes, glänzendes Fest, das auch wenig durch die kurz vorher
 von Extrablättern verbreitete Nachricht, daß die Kommunisten das
 Reichstagsgebäude angesteckt hätten, gestört wurde. Natürlich
 herrschte allgemeine Empörung über die Kommunisten, denen ja
 auch nichts anderes zuzutrauen war! Meinerster Gedanke war:
 Wie maßlos dumm von ihnen, völlig sinnlos, kurz vor den Wahlen,
 die Empörung des ganzen Volkes gegen sich wachzurufen! Wem kommt
 der Reichstagsbrand zugute? Den Nationalsozialisten, die ja
 stets die Gefährlichkeit des Kommunismus gepredigt hatten! Mich
 durchfuhr ein leichter Schreck. Gott sei Dank, daß Hitler und
 seine Getreuen über jeden Verdacht erhaben waren, etwa selbst
 beim Brand nachgeholfen zu haben! Sonst könnte man glauben....

Ich habe mich selten so gut amüsiert wie auf dieser Hochzeit. Mit dem größten Teil der Gäste war man gut bekannt, und es herrschte eine besonders frohe, unbeschwerte Stimmung. Die Trauung nahm m.W. Pfarrer Noth in der herrlichen alten Elisabethkirche vor. Er war ein ausgezeichnete Redner und ein wenig "Modepfarrer". Seit kurzem war er mit dem Hause der Braut verwandt, da er Fräulein v. Roeder- genannt Astall-, Nichte von Frau v. Oppen, geheiratet hatte. Wo das Hochzeitmahl stattfand, weiß ich nicht einmal, in dubio aber in "Zwinger" oder "bei Fischer", das heißt im Savoy-Hotel. Die Familie Oppen konnte sich wirklich sehen lassen; die stattliche, vornehm und brillant aussehende Brautmutter, die bildschöne Braut, die niedliche, jüngere Backfisch-Tochter Adelheid- genannt Heidi- und die 3 über das Gerdemaß reichenden, gut gewachsenen Söhne Konrad, Günther und Robert, von denen der Älteste bereits verlobt, der jüngste seit einiger Zeit Corpsbruder von mir- auch wie sein Vater und Onkel Göttinger Sachse- war. Eine Nichte, Maria Oppen, die einzige eine Tochter aus Dannenwalde, war seit kurzem mit meinem Vetter Dieter Menges aus Wangritzen, verlobt. Ob auch dieses frischgebackene Brautpaar bei der Hochzeit zugegen war, vermag ich nicht mehr zu sagen. Aber das weiß ich noch, daß ich mich in meine jüngste Leutnantszeit versetzt vorkam und wie ein Fährich von 18 Jahren tanzte, sehr viel mit der kleinen, soeben eingesegneten Inge Finckenstein und der im Backfischalter stehenden Heidi Oppen, was einen Freund zu der boshaften Bemerkung veranlaßte: "Du tanzt heute aber ausschließlich nur mit Deinen Altersgenossen." Zu den Quadrillen nahm ich mir aber dafür würdige Damen.

Diese frohe und gehobene Stimmung, in der ich mich überhaupt in diesem Februar befand, hielt auch noch am anderen Tage, dem letzten des Monats, vor. Ich tat meinen Dienst still-zufrieden auf der Regierung, mußte den Bekannten viel von dem gestrigen Fest erzählen und kam dann, wie gewöhnlich spät in meine gemüthliche Wohnung, wo mir die gute "Berthel" Beyer ein schönes Mittagmahl servierte, in das ich stets wie ein ausgehungertes Wolf kräftig einhieb. Am späten Nachmittag ging es wieder auf die Regierung. "Extrablatt, Extrablatt!" Straß auf, Straß ab wurde es wieder einmal laut geschrien. Ich hörte es von der Elektrischen mit an. Wie schön, in so einer interessanten, bewegten

Zeit zu leben und doch alles von einem gesicherten, friedlichen Port aus, sorglos und unbeteiligt, beobachten zu können! Was mag schon wieder passiert sein? Sicher eine neue Entdeckung über den Reichstagbrand! Ich überquerte zu Fuß den Christophrplatz und sah dort einen Haufen Menschen um einen Mann geschart, der ein Extrablatt in der erhobenen Hand hielt. Da es schon dämmerig war, konnte ich jedoch den Inhalt nicht lesen und frug daher einen der Umstehenden: "Was ist denn schon wieder los?" "Och, der neue Polizeipräsident von Breslau ist ernannt." - "Wie heißt er denn?" - Och, das weiß ich nicht; is'n Adliger mit nem langen Namen." Mein Interesse war nun doch erwacht, und ich beschloß, den Groschen aufzuwenden und mir ein Blatt zu kaufen. An der nächsten Straßenecke ging's wieder los: "Exblatt, Extrablatt!" Also schnell eins gekauft! Mein Auge fiel nur auf die dicke Schlagzeile: "Regierungsrat von Alt-Stutterheim - der neue Polizeipräsident von Brslau!" mir wurde schwarz vor den Augen, und mich ergriff ein kalter Schrecken. Zunächst nur mal nach Hause. Wie ich in die gute, stille Neudorfstraße gelangte, weiß ich nicht mehr. Vor meinem Hause promenierten 2 Herren ziemlich auffallend auf und ab. Als ich das Haus betrat, kam einer der Herren an mich heran und flüsterte: "Verzeihung, sind Sie Herr Polizeipräsident von Alt-Stutterheim?" - "Nein, Regierungsrat von Alt-Stutterheim. Was wollen Sie denn von mir?" - Wir sind Geheimpolizisten und bewachen die Wohnung des Herrn Präsidenten." - "Das ist nicht nötig", sagte ich, "mir wird keiner was tun." Der Herr lächelte und sagte: "Ich fürchte, Herr Präsident, es ist doch sehr nötig", zog sich dann aber diskret zurück. Als ich meine Wohnung betrat, fand ich Fräulein Beyer bleich und verstört vor. "Ach Gott, was ist bloß passiert, Herr Regierungsrat?" sagte sie, mit zitternder Stimme, "eben waren doch 2 Männer da und haben, ohne zu fragen, einen Telephonapparat eingebaut; und dann haben sie gesagt, der wäre für den neuen Polizeipräsidenten. Ach Gott, was bedeutet das bloß alles?" - "Das bedeutet, daß alles verrückt geworden ist, sagte ich, und daß heute der unglücklichste Tag meines Lebens ist." Und wenn ich mich nicht geniert hätte, wäre ich am liebsten dem guten, alten Fräulein Beyer um den Hals gefallen und hätte an ihrem mitfühlenden Busen geheult wie ein Kind.

532-40
20129-4-63

11. Kapitel.

DER "AUFSTIEG".

Wenn ich dieses Kapitel mit "Aufstieg" betitelt habe, so deswegen, weil meine Ernennung zum Polizeipräsidenten zweifellos für mein äußeres Leben auch einen Aufstieg bedeutete; wenn ich das Wort in Anführungsstriche gesetzt habe, so deshalb, weil ich damals objektiv diese Ernennung durchaus nicht als einen Aufstieg ansah, sondern vielmehr für das größte Unglück hielt, und daher sofort fest entschlossen war, den Posten nicht anzunehmen.

Warum ich damals eigentlich über die Ernennung so erschüttert war, vermag ich bis zum heutigen Tage nicht restlos anzugeben. Viele Gründe sind mir allerdings klar: Von meinem Ruhebedürfnis und Beharrungsvermögen, das fast schon in Schwerfälligkeit ausartete, habe ich bereits gesprochen. Der Gedanke, in diesen Hexenkessel, den Breslau damals darstellte, hineinzusteigen und gar noch dafür die Verantwortung zu übernehmen, dafür aber meine ruhige, mir lieb gewordene Tätigkeit aufzugeben, erschreckte mich schon ohnehin. Dann aber sah ich in dieser Ernennung die maßgebende Mitwirkung der nationalsozialistischen Partei, und alles in mir sträubte sich dagegen, als "Parteibuchbesitzer", gegen die ich stets eine unüberwindliche Abneigung verspürt hatte, nun selbst zu gelten. Ferner ärgerte ich mich über die Art der Ernennung, daß ich dieselbe durch Extrablätter auf der Straße erfahre ohne daß jemand es für nötig befunden hätte, mich vorher zu fragen, ob ich mit ihr einverstanden wäre, ja ohne daß überhaupt wenigstens andeutungsweise meine Wünsche vorher einmal sondiert wären. Das waren zwar Gründe genug, aber sie erklären doch noch nicht hinreichend diese geradezu lächerlich wirkende Angst, die ich vor jener Stellung hatte, und die beinahe alberne Fassungslosigkeit, die mich an diesem Abend erfüllte. Es bleibt daher immer noch ein Rest übrig, und den kann ich mir nur als ein Ahnungsvermögen erklären, daß bei einer Annahme der Stellung irgend eine schwere Gefahr im Hintergrunde auf mich lauere. Vielleicht hat mich dieses Ahnungsvermögen nicht getragen, oder ich will lieber sagen: Vielleicht war es Gottes weise und gnädige Fügung.

Das Eine stand für mich jedenfalls fest, daß ich unter

keinen Umständen den Posten annehmen würde, koste es, was es wolle. Wohin ich an diesem Abend und in der "Nacht überall gelaufen bin, vermag ich nicht mehr anzugeben. Zunächst stürzte ich m.W. einmal zur Gauleitung, von welcher nach meiner Vermutung der "Schlag" gegen mich ausgegangen war. Der Gauleiter Brückner und einige andere Herren seiner Umgebung standen oben an der Treppe, als ich atemlos hinaufgeeilte kam. Sie begrüßten mich mit lautem Hallo und "gratuliere, gratuliere, Herr Polizeipräsident." Ich kam nur schwer zu Wort und erklärte dann, daß ich die Stellung keinesfalls annehme. Sie waren zunächst etwas verärgert und betrachteten anfänglich meine Weigerung anscheinend als eine alberne Ziererei und "Bescheidenheit", sahen dann aber doch wohl an meiner verstörten Miene, daß es mir ernst mit meinem Entschluß wäre. Der Gauleiter versuchte vergeblich gut zuzureden und sagte dann, eine Weigerung käme bei mir als Staatsbeamten überhaupt nicht in Frage. Im Übrigen müßte ich das aber mit den Regierungsstellen ausmachen, denn meine Ernennung sei ja schließlich nicht von der Partei, sondern vom Innenministerium erfolgt. Dies sah ich denn ja auch ein und eilte zum Oberpräsidenten Grafen Degenfeld-Schonburg. Auch dieser war sehr überrascht über meine Weigerung und hielt mir vor, daß es doch bei einem Staatsbeamten einen etwas sonderbaren Eindruck machen würde, wenn er ein ihm übertragenes Amt ablehne. Er versprach zwar, meinen Wunsch, die Ernennung rückgängig zu machen, dem Innenministerium übermitteln zu wollen, riet mir aber dringend, zunächst den Posten anzutreten und keine Widersetzlichkeit zu zeigen. Wenig getröstet verließ ich das Oberpräsidium. Ein Hoffnungsstrahl blitzte noch einmal an diesem Abend auf. Ich war bei den Stutterheim'schen Verwandten, um mich von ihnen trösten und beruhigen zu lassen, und, als ich dort war, klingelte ein Freund bei meinem Vetter Kunemund an, gratulierte ihm zu seiner Ernennung zum Polizeipräsidenten und sagte dabei, daß mein Vetter gemeint und die Veröffentlichung unrichtig gewesen sei. Es hätte nicht "Regierungsrat v. Alt-Stutterheim", sondern "Landesrat v. Stutterheim" heißen müssen. Ich war überglücklich und sank meinem Vetter gerührt in die Arme; aber leider erwies sich diese Mitteilung - m.W. durch telefonische Nachfrage beim Innenministerium - als falsch und ich blieb das Kärrnchen.

Mir war es nun klar geworden, daß ich, um meine Ernennung rückgängig zu machen, meine Habel in erster Linie bei den

Institut

Regierungsstellen ansetzen müsse. Soweit ich mich entsinne, war ich in dieser Nacht noch deswegen beim Regierungsvizepräsidenten v. Scheller, der sehr nett, verständnisvoll und wohlwollend war, und nochmals beim Grafen Degenfeld und bei der Gaulsätzung. Das Ergebnis dieser erneuten Vorstellungen war, daß ich zunächst einmal morgen unter allen Umständen meinen Posten antreten müsse, wenn ich nicht für unzurechnungsfähig angesehen ^{werden} und meine ganze dienstliche Laufbahn verderben wolle. Die Polizeipräsidentenstelle sei unbesetzt, und übermorgen käme der Führer und Reichskanzler her; da müsse ein Polizeipräsident vorhanden sein. Zudem sei meine Ernennung bereits durch Extrablätter und die heutige Abendpresse verbreitet worden, und was würde es für einen Eindruck auf die Öffentlichkeit machen, wenn morgen alles widerrufen werden müsse; wenn ich durchaus nicht wolle, so könne ich ja bald wieder abgelöst werden. So viel klaren Verstand hatte ich selbst an diesem Abend zum Glück noch, um mir zu sagen, daß das ganz fatal für mich würde, denn bei ~~meiner~~ Ablösung nach kurzer Zeit würde es natürlich so aussehen, als ob ich total versagt hätte und durch einen fähigereh Kopf ersetzt werden müßte. Ich verlangte also mit aller Entschiedenheit, daß sofort, - spätestens am kommenden Tage - eine Pressenotiz erscheinen müsse, daß ich den Posten als Polizeipräsident nicht annehme, sondern mich nur bereit erklärt hätte, für kurze Zeit die Stelle provisorisch zu übernehmen. Nach endlosen Verhandlungen und Palavern, die fast die ganze Nacht hindurch dauerten, wurde mir diese Forderung endlich zugestanden, und mehr tot als lebendig begab ich mich zur Ruhe in meine stille Wohnung, wo mich das gute Fräulein Beyer noch empfing, um von mir über die aufregenden Geschehnisse des heutigen Tages unterrichtet zu werden. Vor meinem Hause promenierten wieder "unauffällig" die beiden Geheimpolizisten auf und ab und ich hatte die beruhigende Gewißheit, zum ersten Mal in meinem Leben unter polizeilichem Schutz zu schlafen.

Am anderen Morgen wachte ich auf wie nach einem wüsten Traum. Nur mühsam mußte ich mich darauf besinnen, daß ich ja nun nicht mehr die altgewohnte Tour zur Regierung am Lessingplatz, in mein Amtszimmer, das mich 6 Jahre beherbergt hatte, antreten dürfe, sondern daß ich mich wie ein Opferlamm, das zur Schlachtbank geschleppt wird, in den riesigen Polizeipalast am Odegraben, dicht an der Schweidnitzerstraße - es war der imposanteste und schönste der Breslauer Neubauten - begeben müsse. Ich wanderts

sehr schweren Herzens und in sehr bekömmener Stimmung den mir ungewohnten Weg zum Polizeipräsidium, das ich noch beim Betreten hatte. Es mußte schon wieder etwas vorgefallen sein, was in diesen bewegten Tagen kein Wunder war. Schon um das Gebäude herum war es wie bei einem Volksaufkauf. Menschen standen in Gruppen umher, dazwischen Polizeitruppen zu Fuß und zu Pferde; im Gebäude vollends war es wie in einem Bienenstich. Auf den Treppen, in den Hallen und den weitläufigen Korridoren lief alles durcheinander: Civil, Polizei sowie braune und schwarze Uniformen. Ich wand mich durch die Menschenmengen hindurch und fragte bescheiden einen der an den Treppen aufpostierten jungen Wachtmeister, was eigentlich los sei und wo das Zimmer des Polizeipräsidenten wäre. Er sah mich etwas erstaunt an und sagte dann nur kurz: "Da dürfen Sie nicht herauf. Heute tritt der neue Polizeipräsident seinen Dienst an." Also ich war die unschuldige Veranlassung dieser Aufregung. Ich mußte nun schon wohl oder übel gestehen, daß ich selbst dieser neue Polizeipräsident wäre und mein Dienstzimmersuchte. Der junge Wachtmeister fuhr zusammen wie von der Tarantel gestochen, schlug die Hacken zusammen, schmetterte eine mir unverständliche Meldung heraus und stürzte dann dienstfertig mir voraus, um mich in mein Gemach zu geleiten. Er riß die Tür zu einem Vorzimmer auf, in dem sich ebenfalls einige Polizeiwachtmeister befanden und schrie mit Stentorstimme: "Der Herr Polizeipräsident!" Alles sprang auf, und ein nett und vertrauenswürdig aussiehender Wachtmeister meldete sich bei mir als "vom Dienst im Vorzimmer des Herrn Polizeipräsidenten." Er gefiel mir gleich gut; leider habe ich seinen Namen vergessen; es kann sein daß er Seidel hieß. Ich unterhielt mich etwas mit ihm und seinen Kameraden, und dann geleitete er mich in mein Dienstzimmer, ein riesiges, reich ausgestattetes Gemach mit brauner Mahagonifärbung bis fast zur Decke. Gleich darauf betrat ein großer, schlanker und noch jugendlicher Mann in schwarzer S.S.-Uniform mein Zimmer und meldete sich als Oberregierungsrat Pat-schowski, stellvertretender Polizeipräsident. Er war also mein nächster Mitarbeiter, hatte aber auch erst vor ein paar Tagen seinen Dienst angetreten. Er machte einen gewissen, sicheren und energischen Eindruck und hielt mir auf meinen Wunsch einen kurzen zusammenfassenden Vortrag über die polizeilichen Verhältnisse in der Stadt im Allgemeinen und den Betrieb auf dem Polizeipräsidium im Besonderen. Ich mußte anerkennen, daß er in

den wenigen Tagen, die er hier war, sich gut umgesehen hatte. Völlig neu war mir, daß die Befugnisse des Polizeipräsidenten weit über das Weichbild der Stadt hinausgingen; z.B. unterstanden ihm die Kriminalpolizei in der ganzen Provinz, desgl. die Polizeischulen u.s.w. Nach dem Vortrag und einer kurzen persönlichen Unterhaltung sagte er bescheiden und nicht aufdringlich: "Ich bedauere es sehr, daß Herr Präsident nicht bei uns bleiben wollen, hoffentlich ändern Sie Ihre Ansicht noch." Ich sagte, daß ich in der Tat gegen meinen Willen hierher geschleift worden sei und keinesfalls längere Zeit bliebe, fragte dann aber, woher er von meinem Entschluß schon wisse. Er antwortete erstaunt: "Nun, es steht doch schon in der Morgenpresse." In der Tat, diese Forderung von mir war wunschgemäß erfüllt worden. Die Presse-notiz lautete: "Wie wir uns von amtlicher Seite mitgeteilt wird, beabsichtigt Herr Regierungsrat von Alt-Stutterheim nicht, den Posten des Polizeipräsidenten anzunehmen, sondern hat sich nur bereit erklärt, die Stellung vorübergehend vertretungsweise zu verwalten. Wie wir hören, ist er für einen andern hohen Posten vorgesehen." ~~Über diesen gut gemeinten Einsetz warste ich trüblich.~~ Die Folge war nun natürlich ~~daß~~, daß ich von allen Seiten gefragt wurde, was das für ein hoher Posten wäre, für den ich vorgesehen sei. Ich wußte darauf auch leider keine andere Antwort, als ~~daß~~ daß der hohe Zukunftsposten lediglich in der Phantasie der Zeitungsredakteure existiere. - Zu einer längeren Unterhaltung mit meinem Vertreter und zu näherer Information war keine Zeit, denn in unabsehbarer Folge strömten die Haupt-Würdenträger der rresigen Behörde bei mir herein, um sich zu melden; als erster der Kommandeur der Schutzpolizei, Oberst Wöcker. Die gesamte Schutzpolizei bestand damals aus 2 großen Sparten: Der Revierpolizei, die die eigentlichen polizeilichen Aufgaben in der Stadt auf den etwa 30 Revieren zu erfüllen hatte und den militärisch aufgezogenen und kasernierten Polizeitruppen, den Hundertschaften, Einheiten in etwa Kompaniestärke, teils beritten, teil zu Fuß. In Breslau gab es damals m.W. 5 Hundertschaften, abgesehen von den Belegschaften der Polizeischulen und der Aussenkommandos. Über Nacht war ich also plötzlich zum Befehlshaber einer recht ansehnlichen Truppenmacht geworden, das einzige, was mich mit meiner Stellung und dem "Unglück" das mich betroffen, etwas aussöhnte, denn main eltes Soldatenherz konnte ich immer noch

nicht verleugnen, obgleich seit meiner 6 jährigen ^{Militär} Dienstzeit hier in Schlesien schon mehr als ein Dutzend Jahre vergangen waren.

Ohne daß ich einen Augenblick Atem zu schöpfen vermochte erfolgten nach dem Vortrag des Kommandeurs die Meldungen, Vorstellungen und Vorträge in einem sinnverwirrenden Wirbel: Die Chefs der ~~der~~ Kriminal-, der Sicherheits-, der Verwaltungspolizei, Bürobeamte und Polizeioffiziere und dazwischen immer wieder als ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht, an den ich mich klammerte, der treue, zuverlässige Wachtmeister Seidel, der mir mit Stentorstimme die Besucher anmeldete, aber mir dabei noch schnell und diskret zuflüsterte, was Nam und Art der Betreffende sei. Da war ich denn schon wenigstens immer einigermaßen im Bilde, über welches Sachgebiet ich im nächsten Augenblick wieder einen Vortrag über mich ergehen lassen müßte. Eine Art von persönlichem Adjutanten hatte ich auch; es war ein Major Freytag, ein netter, ruhiger und unkomplizierter Mann, der sich immer auf seinen Ausfahrten bereitete und offiziell wohl das Bindeglied zwischen dem Präsidium und den Polizeitruppen darstellte.

Im Mittelpunkt aller Erörterungen und Besprechungen stand an diesem Tage der morgende Besuch des Reichskanzlers Adolf Hitler, der in der Jahrhunderthalle sprechen sollte. Des war zu allem anderen noch eine besonders angenehme Zugabe zu meinem trüben Schicksal! Pessimistisch angehaucht, wie ich ohnehin in diesen Tagen schon war, sagte ich mir, daß natürlich irgend ein Kommunist eine Bombe auf Hitler werfen, und daß man dann selbst dafür verantwortlich gemacht werden würde. Mit sehr freundlichen Gefühlen und rosigen Gedanken sah ich jedenfalls dem Besuch des "Führers" nicht entgegen. Um die Mittagszeit berief ich sämtliche für den Sicherheitsdienst verantwortlichen Beamte und Offiziere zusammen, um mir einen kurzen Vortrag über die getroffenen und noch zu treffenden Sicherheitsmaßnahmen halten zu lassen. Dies erfolgte an der Hand von großen Stadtplänen, in welchen die sämtlichen Routen, die der Reichskanzler bei seiner Anwesenheit hier passieren würde, verzeichnet waren. An die Vorträge der einzelnen Reviervorsteher, einiger anderen Polizeioffiziere und der Chefs der Kriminal- und Sicherheitspolizei schloß sich ein kurzes Resumé des Kommandeurs der Schutzpolizei. Ich machte es darauf sehr kurz und sagte lediglich: "Meine Herren, vom militärisch-polizeilichen Standpunkt scheinen mir die

getroffenen Maßnahmen durchaus zweckmäßig zu sein, und ich stimme ihnen zu. In rein polizeilich- technischer Beziehung verstehe ich leider zu wenig davon, um darüber ein Urteil abgeben zu können. Klappt etwas nicht, so trage ich dafür die Verantwortung; aber das versichere ich Ihnen: Ich meinerseits werde den zur Verantwortung ziehen, in dessen Aufgabenbereich der Fehler entstanden ist." Damit war die Sitzung geschlossen. Nach aussen hin markierte ich natürlich den ferschen Wilhelm und tat so, als ob uns allen kein größeres Glück als dieser Besuch des Herrn Reichskanzlers zuteilwerden könne., aber Oberregierungsrat Patschkowski gegenüber gab ich doch meinen Befürchtungen Ausdruck, wie leicht in diesen unruhigen Tagen und auf diesem heißen Pflaster Breslaus, wo noch alles unter der Oberfläche gähnte, etwas sehr Ernstes passieren könnte. Wenn die Kommunisten sogar das Reichstagsgebäude ansteckten, so wären ein paar Revolver schüsse oder ein Bombenwurf auf den jedem Kind bekannten Straßen, die Adolf Hitler passieren würde, noch erheblich leichter. Patschkowski teilte in vollem Umfange meine Bedenken und sah ebenfalls mit sehr gemischten Gefühlen dem hohen Besuch entgegen. Mit der eingelaufenen Post war ich heute noch verschont worden, aber einige ausgewählte Schriftstücke waren doch schon auf meinen Schreibtisch gelegt worden. Gleich eins der ersten, die ich durchflog, schien unsern Befürchtungen recht zu geben; es war anonym und lautete in lakonischer Kürze: "Die Kugeln für Adolf Hitler und den Polizeipräsidenten von Alt- Stutterheim sind schon gegessen."- "Wie unverschämt!" sagte Patschkowski. "Im Gegenteil", sagte ich lachend, "ich bin sehr stolz darauf, mit Adolf Hitler in einem Atemzuge genannt zu sein. Im übrigen gehört der Briefschreiber zu den wenigen unserer Feinde, von denen ich kein Attentat befürchte, gemäß dem alten Sprichwort "Hunde, die bellen, beißen nicht." In der Tat hat mich diese liebenswürdige Ankündigung keinen Augenblick in Schrecken versetzt.

Völlig konsterniert und fassungslos war ich über eine Erfahrung, die ich anlässlich dieses Reichskanzlerbesuches machte, und die ungeheuer gegen mein Empfinden ging als Staatsbeamter ging. Ich mußte feststellen, daß die hohen staatlichen Verwaltungsetellen wie Oberpräsident, Regierungspräsident und in gewissem Sinne auch Landeshauptmann und Oberbürgermeister

überhaupt keine offizielle Mitteilung von dem Besuch des Reichskanzlers bekommen hatten und daher auch keinerlei Notiz von ihm nehmen konnten. Die ganze Gestaltung des Besuches lag ausschließlich in den Händen der Partei und des Polizeipräsidenteniums. Meine direkten Vorgesetzten aber waren Regierungspräsident und Oberpräsident, die jedoch völlig ausgeschaltet waren. Der Reichskanzler des Deutschen Reiches machte danach seinen ersten Besuch in der schlesischen Hauptstadt als Parteimann! Dagegen empörte und sträubte sich aber mein ganzes, mit der Muttermilch eingesogenes Empfinden so, wie ich es garnicht zu sagen vermag; desgleichen dagegen, als staatlicher Polizeipräsident nunmehr ganz von der Partei, also ganz "privater und inoffizieller" Seite Weisungen über die Gestaltung von Empfang und ganzem Besuch des Reichskanzlers entgegennehmen zu sollen. Wäre so etwas früher geschehen, beispielsweise der gute, dicke Reichspräsident Ebert oder ein demokratischer Reichskanzler wären zu feierlichem Besuch in der Provinzialhauptstadt eingezogen, um hier eine sozialdemokratische Versammlung zu besuchen und ohne von den staatlichen "Ürdenträgern Notiz zu nehmen, so hätte ich bestimmt in pharisäerhafter Überheblichkeit gesagt: "Da sieht man wieder einmal das System!" Und nun passierte so etwas in dem neuen Regime, das den Parteienstaat überwinden wollte! Das Merkwürdige war nur daß alle "elt dies völlig in Ordnung fand, nicht nur die alten Parteigenossen, sondern eigentlich alle, mit denen ich vertraulich über diesen sonderbaren Fall sprach. Es blieb dabei, daß die Gauleitung bei diesem Besuch des Reichskanzlers in Breslau gewissermaßen den Hausherrn spielte. Allerdings nahm sie auch davon Abstand, dem Polizeipräsidium Direktiven irgendwelcher Art zu geben, sondern beschränkte sich lediglich auf die Mitteilungen, wie der Empfang vor sich gehen solle, welche Straßen der Führer passieren würde, und wie die Rückreise gedacht wäre. Der Gauleiter drückte lediglich den "Wunsch" aus, daß ich, wie es ja für den Polizeipräsidenten wohl auch selbstverständlich wäre, den Führer am Flughafen empfangen möge. Sehr angebracht wäre es, wenn ich zu dem Empfang im braunen Rock erscheinen würde. Ich erwiderte, daß ich keinen braunen Rock hätte und zudem doch hier auch nicht als Parteimann fungiere. Brückner lächelte und sagte: "Dann machen Sie wenigstens die Konzession und ziehen Sie ein braunes Hemd an." Da ich ein solches besaß, so erfüllte ich ihm

diesen Wunsch. Da ich außerdem ^{einem} braunen Mantel und Hut trug, so war ich zwar in Civil, sah doch aber wenigstens einigermaßen "Nationalsozialistisch" aus.

Begleitet von meinem "ständigen Vertreter Patschowski fuhr ich durch die von Menschenmassen dicht gesäumten Straßen zum Flughafen, wo bald am Horizont die riesige Maschine aus nordwestlicher Richtung auftauchte und fast zur Minute um die festgesetzte Zeit landete. Ihr entstieg der Reichskanzler mit seinem ziemlich großen Gefolge, darunter der lahme Dr. Goebbels, den ich bereits kannte. Ich meldete mich dienstlich und militärisch: "Regierungsrat v. Alt-Stutterheim, kommissarischer Polizeipräsident von Breslau." Hitler sah mich fest an, drückte mir die Hand und fragte lediglich: "Sie haben hier Ihren Posten erst eben angetreten?" - "Jawohl, Herr Reichskanzler!" Nach Begrüßung des Gauleiters und der anderen zum Empfang erschienen Herren wurden die bereitstehenden Autos bestiegen. Ich fuhr mit Patschowski voran, im nächsten Wagen folgte Hitler mit seiner Begleitung. Es wurde befehlsgemäß in einem geradezu rasenden Tempo gefahren. Dies hatte das Gute an sich, daß es die Attentatsgefahr erheblich verminderte. Trotzdem dachte ich die ganze Zeit während der rasenden Fahrt durch die dichten Menschenmassen: "Im nächsten Augenblick kracht es jetzt der Schuß." Aber nichts dergleichen geschah; mit Hoch- und Heilrufen schrie sich vielmehr die Menge heiser, wovon ich den Rahm abschöpfte, da sich die meisten einbildeten, Hitler führe im ersten Wagen. Die Fahrt ging zunächst zum Hotel - ich glaube, es war das "Monopol" - wo sich Hitler mit den Seinigen zurückzog. Wir warteten in der grossen Halle des schönen Gasthofes. Nach einer Weile kam jemand aus Hitlers Umgebung - meiner Erinnerung nach war es Goebbels - heraus und sagte mir: "Herr Polizeipräsident, der Führer würde sich freuen, wenn Sie ihn heute Abend auf der Fahrt zur Jahrhunderthalle begleiten würden." Ich verbeugte mich und fragte, ob der Herr Reichskanzler sonst noch Befehle hätte, was verneinet wurde. Der Führer würde Punkt 3/4 7 Abends vom Hotel abfahren. Wir waren also zunächst entlassen.

Um 1/2 7 fand ich mich wieder im Hotel ein. In der Vorhalle war ein ständiges aller et venir, und lebhaftes Diskussionsgespräch fanden statt. Die allgemeine Laune war nicht sehr rosig, und Goebbels zumal blieb in einem dauernden Schimpfen auf alles. Zum Glück betraf die allgemeine Unzufriedenheit nicht mein Ressort, vielmehr bezog sie sich auf die Partei und ihre Maßnahmen,

gie, die aus seinen Worten sprach. Dann aber fragte ich mich sofort: "Ist das nicht ein wenig bombastische Großtuererei, mit etwas zu drohen, dessen Undurchführbarkeit auf der Hand liegt? Wenn man aber weiß, daß man die immer noch sehr mächtige sozialdemokratische Partei nicht einfach verbieten kann, so darf man auch in kleinen Kreise ein so großsprecherisches Wort nicht in den Mund nehmen." Zum dritten aber durchfuhr mich ein leiser Schreck. Diese Äußerung klang ja geradezu diktatorisch, nein, vielmehr tyrannisch! Ich fühle keinerlei Veranlassung, die Sozialdemokratie in Schutz zu nehmen oder ihrem möglichen Verschwinden eine Träne nachzuweinen, aber sie verbieten? Was sollte das überhaupt heißen? Mit welchem Recht konnte er eine große politische Partei "verbieten"? Und wenn er heute die die sozialdemokratische Partei "verbot", so konnte das morgen ja schon dem Centrum und übermorgen den Deutschnationalen passieren. Gewiß hoffte ich, ~~xxx xxx xxx xxx xxx~~ daß in Kürze alle Parteien- einschließlich der nationalsozialistischen- in einem einzigen deutschen Volk aufgehen würden, aber so lange es noch nicht so weit war, konnte der Reichskanzler doch nicht einfach willkürlich irgend eine Partei verbieten, ohne daß ihr verbrecherische Tendenzen nachzuweisen waren, nur weil sie ein Solidaritätstelegramm aus England bekommen hatte. Ich vermochte daher nicht, diesen Ausführungen zuzustimmen, sondern schwieg beharrlich. Ein Versuch, das Gespräch von diesem Thema auf die polizeilichen Verhältnisse der Stadt Breslau abzulenken, schlug gänzlich fehl. Vielmehr nahm das englische Solidaritätstelegramm jetzt den ganzen Raum des Gesprächs für sich in Anspruch, bis wir vor der Jahrhunderthalle vorvolkten. Ich hatte hier am Eingang eine Hundertschaft gewissermaßen als Ehrenkompanie aufbauen lassen, und meine Idee hatte die Freude des Kommandeurs der Schutzpolizei, der Offiziere und auch der Mannschaften erregt. Nun lag mir natürlich viel daran, daß der Reichskanzler wenigstens auch Notiz von dieser Ehrenkompanie nahm und womöglich mit einzelnen Offizieren und Mannschaften sprach. Ich benutzte also einen glücklichen Moment bei unserer Vorfahrt, in dem in der englischen Solidaritätserklärung gerade eine kleine Pause eingetreten war, um Hitler auf die Polizeihundertschaft aufmerksam zu machen und ihn zu bitten, die Front abzuschreiten und die Offiziere sich vorstellen zu lassen. Mit steinerner Miene schritt er die Front ab, ohne nachher ein Wort zu sprechen oder einem der Offiziere oder Wachtmeister die Hand

zu reichen. Statt dessen war nachher herzlichste und intimste Begrüßung mit den ganzen Parteiformationen wie S.A., SS. und wie sie alle hießen. Ich war in der Seele meiner Leute darüber sehr indigniert und merkte es une fois de plus, daß Hitler als Partei- teil- und nicht als Staatsmann hier war. ~~Das was wir für uns~~
~~haben in den Kopf zu stecken wollten wir diese~~
~~Verordnung nicht durchzusetzen~~

Als wir die Jahrhunderthalle betraten, schlug Hitler eine solche Welle der Begeisterung entgegen, wie ich sie weder vorher noch nachher je wieder erlebt habe. Auch Hitler selbst schien dadurch freudig beeindruckt zu sein. Mit ganz veränderter Stimme sagte er, indem er einen Augenblick stehen blieb und seinen Blick in den von Zehntausenden erfüllten Reesenraum schweifen ließ: "Ich habe doch nun so viele Versammlungen mitgemacht und man hat mir auch oft zugejubelt, aber jedes Mal, wenn ich die Breslauer Jahrhunderthalle betrete, und dieses Bild hier sehe, bin ich immer überwältigt davon." Diese Worte klangen echt und natürlich und brachten mir Hitler menschlich wieder näher, desgleichen wie eine Scene auf dem Flugplatz, als einige Kinder zwischen den abaperrenden Schupo-Männern durchgeschlüpft waren und nun heiß seine Unterschrift auf Postkarten begehrten. Mit einem direkt gewinnenden Lächeln gewährte er ihre Bitte und sagte zu einem Jungen: "Mach mal -nen krummen Puckel", ~~XXX~~ schrieb dann auf dessen Rücken mit großer Geduld auf unzählige Postkarten seinen Namen. Auch bei dieser kleinen Scene hatte ich nicht den Eindruck einer Pose. Von dem Inhalt seiner Rede an diesem Abend ist mir nichts mehr im Gedächtnis haften geblieben. Nachher ging es wieder in Windesfahrt zum Flughafen. Dort kurze Verabschiedung, und dann rollte das Flugzeug davon, während Ptschowski und ich uns beinahe glücklich in die Arme sanken, daß der Tag ohne Attentate und sonstige Schrecknisse vorübergegangen war, und daß in unserm polizeilichen Sektor alles geklappt hatte. Ich sagte auf der Rückfahrt im Auto zu meinem ständigen Vertreter: "Der Besuch von Adolf Hitler war ja sehr schön; aber der schönste Moment war doch, als er abflog." Über dieses Wort amüsierte sich "Patscho" - wie ich ihn meist der Kürze halber nannte, - höchlichst, und er sagte: "Wie gut ist es nur, daß jedermann weiß, daß Herr Polizeipräsident ein loyaler Staatsbeamter und Nationalsozialist sind. Sonst würde dieser Ausspruch doch sehr zweideutig klingen."

Ganz Breslau war an diesem Abend in festlich erregter

Stimmung; in den Strassen fluteten die Menschenmassen hin und her, vaterländische Lieder und Militärmärsche klangen auf, und allenthalben sah man schwarz-weiß-rote Fahnen, teils nach alter Art, teils mit Hakenkreuz. Ich hoffte im Stillen, letztere würden jetzt bald wieder verschwinden; denn da das Ziel erreicht war, hatten sie doch eigentlich ihren Sinn verloren. Konservativ wie ich war, verstand ich unter einer "deutschen Fahne" schlechthin eine solche mit den einfachen schwarz-weiß-roten Streifen. Die schwarz-rot-goldenen Fahnen, die ja noch die offiziellen des Reiches waren, mochte ich nicht, weil ich in ihnen die Symbole der Revolution von 1918, des Umsturzes und der Republik erblickte, und in den Hakenkreuzfahnen sah ich das Symbol unserer Partei, aber nicht des Vaterlandes; außerdem waren sie mir zu rot und erinnerten mich daher auch an Revolution und Umsturz. Hitler sprach zwar auch dauernd von Revolution, aber das war nicht das, was ich bisher unter dem Wort verstanden hatte. Einen aufbruch des Volkes zu den alten christlichen und deutschen Idealen, in der nicht ein Tropfen Blut floß, und die auf völlig gesetzlicher Grundlage vor sich ging, nannte ich nicht "Revolution". Umso empörter war ich, an diesem Tage mehrfach von Parteigenossen zu hören, die nationalsozialistische Revolution finge überhaupt erst an, und das hätte auch deutlich aus der Rede des Führers herausgeklungen. Ich sagte, ich hätte nichts davon in der Rede des Reichskanzlers gehört, derner wüßte ich nicht, wogegen jetzt noch "Revolution" gemacht werden sollte, und endlich, wenn man schon muß diese vaterländische Erhebung den Ausdruck "REvolution" anwenden wolle, so sei es doch keine nationalsozialistische, sondern eine Nationale Revolution.

Ich verlebte diesen Abend m.W. im Kreise der Verwandten in dem eleganten Restaurant des Hotels Monopol, wo sich eine zahlreiche Gesellschaft aus Stadt und Land zusammengefunden hatte. Ich war sehr viel besserer Stimmung, erstens weil der heutige Tag ohne Zwischenfälle vorübergegangen war, und zweitens, weil ich es nunmehr durchgesetzt hatte, daß meine neue Stellung nur eine vorübergehende sein sollte, was ja auch bereits der Öffentlichkeit schwarz auf weiß mitgeteilt worden war. In dem sicheren Bewußtsein, nur eine kurze Gastrolle spielen zu brauchen, war mir jetzt erheblich wohler ums Herz, und

ich begann, meine Stellung als eine ganz interessante Episode anzusehen. Meine Verwandten, mit denen ich einen vergnügten Abend verlebte, vermochten allerdings nicht recht einzusehen, warum ich mich so gegen die Stellung als Polizeipräsident sträubte, und rühmten die Vorteile, die ich von ihr hätte. In Garbendorf war soeben ein großer Euhnerdiebstahl vor sich gegangen, und die kleine Putti hatte gesagt: "Wie gut, daß Onkel Jo Polizeipräsident geworden ist, da wird er die Diebe ja wohl bald haben!" Dies Zutrauen meiner kleinen Freundin rührte mich doch tief!

Die Arbeit in meinem neuen Amt stürzte förmlich in den nächsten Tagen über mir zusammen. Dies lag nicht etwa an meinem Fleiß, sondern es gab einfach gar kein Entrinnen. Ich war ein Sklave meiner Stellung geworden, in die ich mit nackter Gewalt hineingepresst worden war. Eine freie Minute für mich hatte ich nicht mehr zur Verfügung. Eine feierliche Einführung in mein Amt hatte auf meinen Wunsch nicht stattgefunden, da ich befürchtete, daß eine solche meiner Stellung das "Vorübergehende" nehmen würde. Statt dessen begrüßte ich sämtliche Beamte des Polizeipräsidiums einschließlich von Deputationen der Schutzpolizei, die ich in großen Sitzungssaal versammeln ließ, mit einer Ansprache, in der ich u.a. sehr deutlich unterstrich, daß ich gewillt sei, mein Amt die kurze Zeit, in der ich es verwaltete, in strengster Unparteilichkeit und Gerechtigkeit zu führen und dafür Sorge zu tragen, daß niemand wegen einer politischen oder religiösen Anschauungen benachteiligt würde. Die Stimmen innerhalb meiner Mitarbeiter mehrten sich nämlich, die jeden zweiten Beamten- insonderheit die in leitenden Stellungen- "marxistischer", "unzuverlässiger", oder "anti-nationaler" Gesinnung verdächtigten. Diesen Bestrebungen wollte ich gleich von vornherein einen Riegel verschieben. In der Stadt ging es bunt zu. "Die Kommunisten und im Bund mit ihnen die Sozialdemokraten tobten, * wie ja auch nicht anders zu erwarten war. Bisher waren sie und ihre Organisationen die Herren gewesen, während die rechtsgerichteten Organisationen- insonderheit die Gliederungen der nationalsozialistischen Partei- als "staatsgefährdend" bekämpft wurden. Nun hatte sich das Bild diametral verschoben. Das "Reichsbanner Schwarz-rot-gold, das auch eine gewisse Rolle gespielt hatte, trat kaum mehr in Erscheinung. Dagegen waren Zusammen-

stöße zwischen des S.A. und S.S. auf der einen und Kommunisten oder Sozialdemokraten auf der anderen Seite an der Tagesordnung. Der "Stahlhelm" hielt sich bemerkenswert zurück. Der oberste Führer der S.A. in Schlesien hieß Heines. Es war ein noch verhältnismäßig junger Mann, mit dem ich öfters zusammengewesen war, und den ich für einen draufgängerischen, schneidigen Landsknecht, aber für einen biederen, ehrlichen Kerl gehalten hatte. Innerhalb der Partei hatte er den Titel "S.A. Gruppenführer". Den entsprechenden Rang bei der S.S. bekleidete mein alter Bekannter Hdo Woyrsch, der ehemalige "Leutnant v. Woyrsch von den 4ten (Ohlau-~~er~~) Husaren. Heines hatte mir immer ganz gut gefallen und auch durch Heinz Finckenstein hatte ich manches Netze von ihm gehört. Bei den andauernden mir gemeldeten Zusammenstößen zwischen seinen Leuten und Marxisten bekam ich allmählich Bedenken, daß nunmehr die S.A. der aggressive Teil wäre und sich für erlittene Unbill an den Linksparteien und- Organisationen zu rächen versuche; denn im Allgemeinen hatte ich aus meinen Fahrten und Gängen durch die Stadt, aus meinen Gesprächen mit diesem und jenem, sowie in Sonderheit auch aus der Presse den Eindruck gewonnen, daß die früheren "Herren der Lage", Kommunisten und Sozialdemokraten, Juden und Demokraten, "Reichsbanner" und "Rot Front" - kurz die gesamte Linke - ziemlich klein und bescheiden geworden waren, sich wenig hervorwagten und froh zu sein schienen, wenn sie zufrieden gelassen wurden. Außerdem war schon seit geraumer Zeit ein ^aschrüfes Vorgehen aller Sparten der Polizei gegen Bolschewismus und Kommunismus angeordnet worden, und politische Razzien und Massenverhaftungen wegen umstürzlerischer und hochverräterischer Bestrebungen waren an der Tagesordnung. Nach meinem Dafürhalten ging dies alles bereits etwas zu weit und begann nach Rache und "politischen Vergeltungsmaßnahmen" zu schmecken. Ich selbst sah mir einmal die von einer solchen Razzia im Präsidium eingebrachten Gefangenen, die in endlosen Reihen mit dem Gesicht nach der Wand und den Händen auf dem Rücken in den Gängen standen, an und konnte ⁱⁿ ~~es~~ Staunen dabei nicht unterdrücken, daß dies alles Unterweltsgestalten und bössartige Mord- Verschwörer sein sollten. Umso erstaunter war ich also über die ewigen Anzeigen der S.A. und auch Mitteilungen von Heines persönlich über Aufstände, Unruhen, Überfälle auf harmlose S.A.-Männer und finstere Verschwörungen. Gewiß, den Kommunisten traute ich nichts Gutes zu, jetzt nach dem Reichstagsbrand vollends nicht, auch konnte ich mir sehr

wohl denken, daß die Mehrzahl der Juden nicht sehr gut auf das neue Regiment zu sprechen sein würden; aber die Meldungen über diese vielen Schandtaten im jetzigen Augenblick schienen mir sehr übertrieben zu sein, zumal sie sich fast nie nachkontrollieren ließen, und man selbst auch nirgends etwas davon merkte. Ausserdem erschien mir das jetzige oft überzessene- überschöpf^g Vorgehen, nicht nur gegen Terroristen, sondern sehr oft auch gegen Personen nur wegen ihrer sozialdemokratischen und demokratischen Gesinnung, nicht gerade geeignet, Liebe zu dem neuen, das ganze Volk einigenden und unerschliessenden Regime zu erwecken. Diese Vorgänge hielten mich aber den ganzen Tag und meist auch noch die halbe Nacht in Atem. Dazwischen überstürzten sich die Vorträge und Empfänge; oft schwerwiegende Entscheidungen wurden von einer Minute zur anderen von mir verlangt, vom Innenministerium wurden unmittelbare Berichte eingefordert, und dann mußte man sich noch mit Palastrevolutionen, Intriguen und politischen Denuntiationen innerhalb der Beamtenschaft und der Schutzpolizei beschäftigen. Abends oder viel mehr früh des Morgens sank ich totmüde ins Bett, immer noch von den Geheimpolizisten bewacht, und Fräulein Beyer klagte und jammerte, das sei kein Leben mehr, das ich führe, und wenn es so weiter ginge, würde ich bald in ein frühes Grab sinken.

Meine hauptsächliche Sorge galt der Schutzpolizei. Ich sah in ihr die festeste Stütze des Staates, die "reale Macht" desselben; denn ich war davon durchdrungen, daß im Rahmen des staatlichen Sektors alles Gute, insonderheit Recht und Gerechtigkeit, nur auf Macht beruhen könnte und von ihr geschützt werden müßte. Vordringlich galt dies aber für ein Reich, dem keine ausreichende Armee zur Verfügung stand. Schon damals erblickte ich daher in den Polizeitruppen - der Landespolizei- eine Art von Ersatz für das fehlende Heer. Daß dies schon in ganz kurzer Zeit in wahrsten Sinne des Wortes der Fall sein würde, ahnte ich ~~noch~~ noch nicht. Die ganze kasernierte Landespolizei war bereits völlig militärisch aufgezogen, wenn die Wachtmeister offiziell natürlich auch als "Beamte" galten und die Rechte und Pflichten von solchen hatten. Neben der ~~kleinen~~ kleinen Reichswehr stellten sie die reale Macht des Staates dar, und zwar nach meinem damaligen Glauben des Staates schlechthin, der "Obrigkeit" im biblischen Sinne, ohne Rücksicht darauf, welcher politischen Partei

die Minister dieser "Obrikeit" zeitweilig gerade angehörten. Mich störte daher auch recht wenig der eigentlich sehr nahe liegende Gedanke, daß bei dem im letzten Jahr vollzogenen Wechsel im Staat der Unterschied zwischen den beiden Regierungen, die diesen Staat Preußen lenkten, ziemlich kraß war. Noch vor Jahresfrist hatten die Schutzpolizeibeamten die Pflicht, in jedem Nationalsozialisten einen "Staatsfeind" zu sehen; jetzt galt dasselbe umgekehrt hinsichtlich eines Marxisten. Mehr instinktiv, als daß ich mir darüber viele problematische Gedanken machte, verfocht ich daher stets den Standpunkt, daß die Schutzpolizei - ähnlich der Reichswehr- als Ganzes gesehen, gewissermaßen "unpolitisch" sein müsse und sich lediglich als das rechtsschützende Wachtinstrument des Staates- in diesem Fall Preußens- fühlen dürfe. Es war mir daher auch völlig gleichgültig, ob ~~xxx xxx~~ ~~xxx xxx~~ ~~xxx xxx~~ ~~xxx xxx~~ dieser und jener Offizier oder Wachtmeister bisher Sozialdemokrat oder Demokrat, Centrumsmann, Deutschnationaler oder Nationalsozialist gewesen wäre. Leider waren die "Parteigenossen" wie ich es jetzt schon oft hatte feststellen müssen, darin wieder einmal ganz anderer Ansicht als ich. Sie sprachen davon, daß die Schutzpolizei und überhaupt die ganze Beamtenschaft "gesäubert" werden müßte, und daß in einem "nationalsozialistischen Staat", demokratische und marxistische, kurz alle "anders gesonnenen" Beamten, keinen Platz finden dürften. Ich lächelte anfänglich über diesen untoleranten Überschwang der Jugend und über den Ausdruck "nationalsozialistischer Staat", den ich meiner Erinnerung nach in diesen Tagen hier zum ersten Mal hörte, aber gleichfalls dem Enthusiasmus der jungen Breslauer Nationalsozialisten zugute hielt. Ich ging darüber zur Tagesordnung über und wandte mich ^{nur} dann ernsthaft dagegen, wenn versucht wurde, diese Anschauungen in die Tat umzusetzen und gegen Beamte und Angehörige der Schutzpolizei nur wegen ihrer politischen Gesinnung vorzugehen. Jedenfalls ließ ich mich in meiner Vorliebe und Fürsorge für die Polizeitruppen nicht stören, besuchte sie oft mit dem Kommandeur der Schutzpolizei, machte mich, so weit es ging, mit möglichst vielen von ihnen bekannt und saß öfters mit den Offizieren zusammen, mit denen mich ja schon vielfach unsere militärische Vergangenheit und die Teilnahme am Weltkrieg verbanden. Nicht träumen ließ ich mir allerdings, daß meine Aktien bei der Schutzpolizei hierdurch ins Ungemes-

sene gestigen waren, was ich durch Zufall- zum Teil durch meinen "ständigen Vertreter" Patschowski- erfuhr. Ich konnte mich nämlich nur sehr schwer daran gewöhnen, daß plötzlich alle meine Handlungen und Worte, auch wenn sie noch so nichtssagend waren, überall ein ungeheures Interesse erregten und heargenau registriert und kolportiert wurden. Bisher war ich es so garnicht gewohnt gewesen, im Lichte der Öffentlichkeit zu stehen, und der Gedanke, daß dies nun mit einem Mal der Fall war, war mir über die Begriffe unsympathisch obwohl ich weder besonders schwarze Taten zu verbergen hatte, noch von Natur menschenscheu war. Aber diese Abneigung davor, dauernd "beobachtet" zu werden und überhaupt im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses zu stehen, hatte ich wohl von meinem Vater geerbt, bei dem sie in der höchsten Potenz ausgebildet war.

Ich konnte es mir ~~schon~~ nicht länger verhehlen, daß ich mit einem Schlage über Nacht, wie einer meiner Mitarbeiter sich ausdrückte, zur "bekanntesten Persönlichkeit Breslaus" geworden war. Hieran waren nicht allein die Extrablätter, die meine Ernennung herausgeschrieen hatten, schuld und auch nicht allein die Tatsache, daß die Stellung des Polizeipräsidenten ohnehin natürlich das Allgemeininteresse der in einer Großstadt erregt, sondern vor allem wohl der Umstand, daß ich nach dem nationalen Umschwung der erste Beamte war, der hier in eine leitende hohe Stellung kam, und von dem nun natürlich Exorbitantes und das Heil der Welt erwartet wurden. In dieser Hinsicht hatte ich ein ausgesprochenes Glück in Breslau. Schon wenige Tage nach meinem Dienstantritt sagte Oberregierungsrat Patschowski zu mir: "Herr Präsident haben eine ausgesprochen gute Presse in der Stadt." Ich blickte ihn etwas erstaunt an; denn bis dahin war mir überhaupt noch nicht der Gedanke gekommen, daß meine Person in der Öffentlichkeit -abgesehen von den Extrablättern- Interesse erregt hätte. Nun wurde meine Naivität eines Besseren belehrt; denn er hatte in der Tat recht. Den Ausdruck "gute Presse" hatte er zwar in übertragenem Sinne gebraucht, aber auch wörtlich verstanden beschäftigte sich zu meinem ehrlichen Entsetzen die Presse in diesen Tagen ungeheuer viel mit meiner liebwerten Persönlichkeit, allerdings gottlob im Allgemeinen, ohne Werturteile abzugeben. Aber jeder meiner Schritte, die ich getan und alle goldenen Worte, die ich gesprochen hatte, fand ich am Abend und am Morgen fein sauberlich registriert in den Zeitungen wieder. Oft stimmte es noch dazu garnicht und mich überfiel schon immer ein nervöses Zittern, sobald ich las: "Herr Polizeipräsident v. Alt- Stutterheim nahm heut hieran oder da-

daran teil, besuchte die oder jene Hundertschaft, begab sich zu diesem oder jenem und äußerte dabei....." Es war ja meist nichts Böses, was ich geäußert haben sollte, aber sehr oft auch nicht ungeheuer Kluges, und es war schrecklich, jede harmlose Äußerung am andern Morgen schwarz auf weiß in der Presse verzeichnet zu finden. Ich hoffte, dies wohlwollende Interesse würde sich auf die ersten 3 Tage beschränken, aber diese Hoffnung erwies sich als trügerische. Zunächst einmal blieb ich sehr ungewollt die "Sensation des Tages". Mich befiel bei jeder Ausfahrt, die ich machen mußte, und bei jedem Wort, das ich in größerem Kreise sprach, schon immer geradezu eine leichte Unsicherheit, aus der Furcht heraus, ich würde in ein paar Stunden meine Goldkörner in den Zeitungen feierlich aufgezeichnet finden. Oft versuchte ich, den Reportern dadurch ein Schnippchen zu schlagen, daß ich heimlich entfloch und zu Fuß irgend wohin ging, wie ich denn auch den Weg von der Wohnung zum Polizeipräsidium und zurück stets zu Fuß zurücklegte, schon damit nicht der Öffentlichkeit verkündet werden könnte, um wieviel Uhr ich heute bei der guten Berthel Beyer Mittag gegessen hätte; aber selbst dies war ein verflühtes Unternehmen, denn eines schönen Tages las ich in der Zeitung: "Wie wir hören, legt Polizeipräsident von Alt-Stutterheim den Weg zu seiner Wohnung stets zu Fuß zurück," womit sicherlich meine Einfachheit und Bescheidenheit zum Ausdruck gebracht werden sollten. Eines Sonntags am späten Vormittag erfaßte mich plötzlich das unwiderstehliche Verlangen, einmal wieder nach alter, lieber Gewohnheit im Schweidnitzer Keller ~~den kleinen Fröschchen~~ einen kleinen Fröschchen zu machen. Mit aller Vorsicht stahl ich mich aus meinem Amtszimmer, zum großen Staunen des dienattuenden Wachtmeisters in meinem Vorzimmer, und entfloch tatsächlich in den guten, alten Schweidnitzer Keller, wo in allen Räumen um diese Zeit eine enorme Menschenfülle, dichter Tabackqualm und ohrenbetäubender Lärm herrschten. An einem kleinen Tisch, an dem nur noch ein biederer Breslauer Bürger saß, nahm ich Platz und war seelenvergnügt, einmal wieder meiner neuen Präsidentenwürde entronnen zu sein, und mich in die gute alte Zeit, die mir jahrelang entfernt zu liegen schien, zurückversetzt zu fühlen. Bei dem guten Bier, in dem bläulichen Tabacknebel und bei einer Sonntagszigarre entschwand die turbulente Gegenwart aus meinem Gedankengangskreis und machte gemüthlichen, heiteren

Bildern der Vergangenheit Platz, wobei ich - im Gegensatz zu früheren Zeiten - jedoch nur den Wunsch hatte, nicht von Politik und Tagesgeschrei reden zu müssen. Natürlich knüpfte mein biederer Tischgenosse sofort ein Gespräch mit mir an: "Na, nun haben wir endlich den nationalen Staat," sagte er behaglich und zufrieden, "der Adolf Hitler weiß, was er will!" Diese Anschauung als "Stimm des Volkes" war mir ja schon seit längerer Zeit geläufig, und ich gab kurz meine Zustimmung zu erkennen. "Herr Nachbar," fuhr der biedere Bürger nach einer Weile fort, "was sagen Sie zu dem neuen, nationalsozialistischen Polizeipräsidenten? Das ist doch auch ein ganzer Kerl!" Meine kurze, behagliche Stimmung war verflogen. Der Ausdruck "nationalsozialistischer Polizeipräsident" gab mir einen Stich durchs Herz. Also "Parteibuchbeamter", wie ich es ja gleich gesagt hatte! Aus welcher Pressenotiz er herausgelesen haben konnte, daß ich "ein ganzer Kerl" sei, war mir auch nicht klar, und ich war durchaus nicht erfreut über diese "Popularität", die aus meinen Worten gesprochen hatte. Ich sagte daher nur etwas verärgert und bekehrend: "Wir wollen nicht hoffen, daß der neue Polizeipräsident ein "nationalsozialistischer" Beamter ist. Vielleicht gehört er der "nationalsozialistischen Partei" an, aber als Beamter hat er dem Staat zu dienen und nicht einer Partei." Dann bezahlte ich, verabschiedete mich und stand auf, um zu gehen. "Nichts für ungut," sagte mein Nachbar nur und blickte mich erstaunt und etwas mißbilligend an. Sicherlich hielt er mich für einen verkannten Sozialdemokraten. Also mit diesem gemütlichen Frühschoppen nach alter Art war es nichts gewesen. Die Zeiten kamen nicht mehr wieder! Gott sei Dank, daß mich mein Tischnachbar wenigstens nicht erkannte. So gewitzigt war ich nämlich zum Glück doch gewesen, daß ich dem Verlangen verschiedener Pressevertreter nach meiner Photographie eisernen Widerstand entgegengesetzt hatte; und sowie ich merkte, daß bei irgend welchen Gelegenheiten Pressephotographen ihre Apparate nach mir zückten, sah ich prompt nach der anderen Seite. Diese Gewohnheit entsprang weniger meiner Menschenscheu, als einer kleinen "itelkeit, da ich stets auf solchen Bildern wie aus dem Verbrecheralbum herausgeschnitten aussah. Nur ein Bild war in diesen Tagen bisher veröffentlicht worden; als ich auf dem Flugplatz neben Adolf Hitler stand, und dieser den Blumenstrauß eines kleinen Mädels in Empfang nahm. Auch hier sah ich schon schrecklich genug aus; aber zum Glück war ich kaum wiederzuerkennen. Natürlich wurde diese Weigerung, mich für die Öffentlich-

keit photographieren zu lassen, in meiner Umgebung auch wieder - wie merkwürdiger Weise ja alles, was ich sagte oder tat, - zu meinen Gunsten ausgelegt und zwar als lobenswerte Bescheidenheit und Zurückhaltung. Ja, ich hatte wirklich in der kurzen Zeit als Polizeipräsident überall eine "gute Presse" in Breslau! Ich konnte das nicht ableugnen und kann es auch heute nicht. Vielleicht lag dies daran, wie ich mir später öfters überlegt habe, daß mir gerade hier gar nichts daran lag, eine gute "Nummer" zu bekommen, und ich meine Stellung mit einem so furchtbaren "Iderwillen" antrat. Ich habe so oft im Leben die Erfahrung gemacht, daß wenn es einem einmal darauf ankam, zu "réussieren" und Anerkennung zu finden, bestimmt das Gegenteil eintrat, aber überall da, wo es einem wenig oder nichts daran lag, man sich plötzlich einer ungeheuren Beliebtheit erfreute. Im ersteren Falle kann man sich die größte Mühe geben und tun und lassen, was man will - nichts wird anerkannt oder alles ungünstig ausgelegt; im zweiten Fall braucht man nichts zu tun, und alle Herzen fliegen einem zu, als ob man einen "undertrank" eingenommen hätte. So war es in diesen Märztagen 1933 in Breslau in erhöhtem Maße der Fall. Man braucht wirklich nicht an krankhafter Einbildung zu leiden, um dieses Phänomen, das mir so völlig unerwartet kam, nicht auf Schritt und Tritt beobachten zu können. Jeder Zweite machte mich auf diese mir sehr wunderbar erscheinende Tatsache aufmerksam und an meisten die, welche am wenigsten im Verdacht plumper Schmeichelei standen. Etwas auffällig war mir nur, daß ich mich dieser ungewohnten allgemeinen Beliebtheit am meisten bei den Nicht-Nationalsozialisten zu erfreuen hatte. Wie gesagt, standen meine Aktien am höchsten bei der Schutzpolizei, und hier hatte es noch die meiste Berechtigung, da ich, vielleicht wegen meines militärfrommen Herzens, - auch besonders viel für die übrigen hatte. Nach Jahren saß ich einmal an der fernen Nordsee mit einem Schupowachtmeister an einem Tisch zusammen. Er kam ins Erzählen und erwähnte dabei, daß er auch in Breslau gewesen sei. Da stach mich doch die Neugier und ich warf so nebenbei hin: "War da nicht einmal eine kurze Zeit ein Polizeipräsident v. Alt-Stutterheim?" Ich kann ohne Übertreibung sagen, daß mit dem Mann plötzlich eine Veränderung vor sich ging. Mit völlig verklärten Augen begann er in allen Tonarten mein Lob zu singen und so viele schöne "Üge" von mir zu erzählen, daß er gar kein Ende finden konnte. Ein Teil seiner Erzählungen entsprach sogar der Wahrheit, aber leider

ED 129-1-84

nur ein sehr kleiner Teil. Ich hätte auch für die Fülle schöner Worte und edler Taten, die er mir andichtete, etwa 10 Jahre gebraucht und nicht nur 4 Wochen. Natürlich hätte ich oft und vertraut mit ihm gesprochen (was sicherlich nicht stimmte), und je eifriger er ins Erzählen kam, desto mehr mußte man den Eindruck gewinnen, daß ich ihn ganz besonders ausgezeichnet hätte. Wahrscheinlich hatte er mich überhaupt nie gesehen, aber er schloß mit der wehmütigen Feststellung: "So einem Vorgesetzten wie den Polizeipräsidenten v. Alt-Stutterheim werde ich nie mehr wiederfinden." Ich hätte ihn ruhig bei dieser Illusion lassen sollen, aber ich tat das Dumme, was ich tun konnte und sagte: "Sehen Sie mich doch einmal genauer an! Ich bin doch selbst der Polizeipräsident v. Stutterheim." Er war empört über diesen unziemlichen Scherz, und es hätte nicht viel gefehlt, daß er handgeiflich geworden wäre. Ich glaube, daß ich ihn auch nicht überzeugen konnte, und jedenfalls endete unser Gespräch mit einem schrillen Mißklang. Es war mir aber noch sehr viel später ein Beweis dafür, daß ich in dieser kurzen Episode meines Lebens in der genannten Hinsicht ein unverschämtes Glück entwickelt habe. Die wenigen tadelnden Bemerkungen aus ~~den~~ den Reihen der Beamtenschaft, die mir auch zu Ehren kamen, bestätigten dies nur. Zum Beispiel hatten sich einige Beamte des Präsidiums betäubt dahin geäußert, ich wäre bei dieser oder jener Gelegenheit zur Schutzpolizei freundlicher gewesen, als zu den Civilbeamten; und da ja ~~die~~ jede Grimasse, die man schnitt, und jede Handbewegung genau registriert wurden, machte es ~~so~~ ~~klar~~ sein, daß ich bei der Begrüßung des Herrn Wachtmeisters A. stärker gelächelt hatte, als bei der ~~dem~~ Herrn Kriminalinspektors B. Bei einem Aufmarsch der vaterländischen Verbände auf dem Schloßplatz anlässlich einer feierlichen Gelegenheit - n.W. war es ein Stahlhelm-Tag- hatte mich der Stahlhelmführer gebeten, mit ihm die Front abzuschreiten und den Vorbeimarsch abzunehmen, was ich auch pflichtschuldig getan hatte. Alsdann hatte ich mich jedoch in das daneben liegende Hotel Monopol verdrückt, wo ich gemütlich mit einigen Bekannten und Verwandten- darunter Lössbeckes- zusammen saß. Nachher gingen wir etwas heraus, um uns das festliche Getriebe auf dem Schloßplatz wo eine große Menschenmenge hin und herwogte, anzusehen. Wir überquerten plaudernd den Platz, wo überall noch Podien und Gerüste mit schwarz-weiß roten Fahnen drapiert, herumstanden. Plötzlich sah mir ein junger Mensch von einigen 20 Jahren-

Institut

m.W. in Stahlhelmuniform- scharf ins Gesicht, stürzte dann auf ~~es~~ ein verlassenes Podium und schrie mit Stentorstimme: "Es lebe der der Polizeipräsident v. Alt- Stutterheim- unsere Hoffnung!" Tösende Hochrufe erschollen, und ich schrie wacker mit. Erkennen tat mich zum Glück niemand. Ich hatte das beruhigende Gefühl dabei, daß ich wegen meiner wahrscheinlich nur kurzen Dienstzeit als Polizeipräsident nicht verpflichtet wäre, alle die auf mich gesetzten Hoffnungen zu erfüllen. Da dank der Pressenotizen jeder in Breslau, ~~und~~ zumal auf meiner Behörde, wußte, daß ich ~~den Posten nicht angenommen hatte~~ und die Stellung nur vorübergehend verwaltete, hatte ich andererseits das Gute, daß niemand um meine Gunst zu buhlen brauchte, und daß ich daher davon überzeugt sein konnte, daß die mir zugetragenen Lobeshymnen über mich zum großen Teil ~~doch~~ ehrlich gemeint waren. So wenig ich sie gesucht und erwartet hatte, so wenig kann ich doch leugnen, daß diese geradezu wunderbare Welle des Erfolges Vertrauens und der Zuneigung, die mir allenthalben entgegenschlug, mich erfreute und daß sie mir meine hiesige Stellung, vor der ich ein so unerklärliches Grauen empfunden hatte, etwas verübte. ~~Ich bin davon überzeugt, daß ich nicht länger als wenige Wochen bleiben werde, auch das würde stehen in einer magischen Weise meine Befreiung nur noch abhängt davon~~

Im Gegensatz zu der Überlast an Arbeit auf der Behörde und der ewigen Hetze, in der man sich befand, und an die man von der ruhigen Domänenabteilung her so garnicht gewöhnt war, überstürzten sich draußen die nationalen Feiern, Feste und Aufmärsche. Der unbefangene Beobachter mußte den Eindruck gewinnen, - und ich glaubte es anfangs selbst-, daß ein goldenes Zeitalter angebrochen und die Einigkeit des Volkes in einem bisher nie gekannten Ausmaße erreicht wäre. Sehr bald mußte ich leider sehen, daß es unter der Oberfläche doch nicht ganz so friedensseelig aussah. Die Verhaftungen gingen weiter. Ich stemmte mich mit aller Kraft dagegen und befahl, daß ~~man~~ sie nur auf offenkundige Verbrecher und überführte Hochverräter beschränkt werden dürften, was mir seitens einiger besonders "scharf" eingestellter Mitarbeiter den sanften und etwas versteckten Vorwurf eintrug, ich sei zu "gut" und von der Schlechtigkeit dieser Welt nicht genügend überzeugt. Mir wurde entgegengehalten, was die Kommunisten wohl mit uns tun würden, wenn sie an's Ruder kämen; die Hekatomben des Bolschewismus an Blutopfern in Rußland und die Erfahrungsberichte der kurzen Kommunisten-Herrschaft in Deutschland und Ungarn be-

wiesen es ja zur Genüge. Diesen Argumenten konnte ich zwar eine gewisse Berechtigung nicht abprechen, aber ich hatte doch den Eindruck, als ob bei den Verhaftungen öfters über den Kreis richtiger kommunistischer Verschwörer hinausgegriffen würde, wenn es auch seitens der Polizeibeamten stets, soweit ich es kontrollieren konnte, auf durchaus legale Wege und ohne unnötige Härten erfolgte. Vor allem aber mehrten sich die Meldungen, daß die S.A. selbst "Verhaftungen" vorgenommen und sich Übergriffe erlaubt hätte. Ich sprach mit dem S.A.-Gruppenführer Heines darüber, und dieser entschuldigte sie mit der verständlichen Erregung der S.A.-Männer über die ihnen bisher von den Kommunisten getanen Unbille; zudem könne die Polizei sich doch nur freuen, wenn die S.A. ihr bei der Festnahme von Verbrechern und Verschwörern behilflich wäre. Ich erwiderte ihm, daß ich der S.A. natürlich sehr dankbar wäre, wenn sie mich bei der Aufklärung von Verbrechen unterstütze, daß aber Verhaftungen ~~in der Regel~~ alleinige Sache der Polizei sei, und daß wir zum Glück genügend Polizei zur Verfügung hätten. Verhaftungen, oder vielmehr vorläufige Festnahmen dürften von Privatpersonen nach dem geltenden Recht nur in Ausnahmefällen bei Verbrechen auf frischer Tat vorgenommen werden. Heines erwiderte, er müsse energisch dagegen protestieren, daß ich die S.A. als "Privatpersonen" bezeichnet hätte; im neuen "nationalsozialistischen Staat" hätte sie für die Sicherheit zu sorgen, was umso nötiger wäre, als die Sicherheitspolizei Schutzpolizei bekanntlich durchaus nicht zuverlässig sei. Ich sagte, so sehr ich die Verdienste der S.A. anerkenne, vor dem Gesetz seien ihre Mitglieder, ebenso wie die des "Stahlhelms" und anderer ~~weiterer~~ Verbände doch "Privatpersonen", und im übrigen hielte ich meine Schutzpolizei für durchaus zuverlässig. Diese Unterredung, die zwar ganz friedlich endete, ergab aber doch den ersten Mißklang in unsern Beziehungen. Ich war etwas beunruhigt über diese merkwürdigen Auffassungender S.A. und wurde es noch mehr, als mir zu Ohren kam, daß sie in vielen Fällen die von ihr Verhafteten nicht gleich der Polizei übergeben, sondern zunächst in irgend welchen Verließen eingesperrt hätte. Lachend wurde hinzugefügt, daß die Verhafteten sicherlich nicht sehr glimpflich von der S.A. in ihren Verließen behandelt würden; aber nach dem, was die Kommunisten ihr angetan hätten, sei diese kleine Rache ja verständlich und verzeihlich. Ich war ganz und gar nicht dieser Ansicht, sondern hielt den Hinweis auf die kommunistischen

Handlungen nur für einen Grund mehr, es umgekehrt zu machen und keine Tschekamethoden anzuwenden. Es waren aber zudem durchaus nicht immer Kommunisten, gegen die sich die gemeldeten Übergriffe der SFA richteten, sondern auch Juden waren ohne jeden erkennbaren Grund überfallen und verprügelt worden; und eines Morgens wurde ich gleich auf dem Präsidium mit der Meldung empfangen, der Intendant eines hiesigen Theaters sei von S.A.-Leuten überfallen, in's Freie geschleppt, verprügelt und bis aufs Hemd ausgezogen worden. Ich war empört darüber und noch empörter, als seitens der S.A.-Führer diese Gewalttaten zwar nicht gebilligt, aber weitgehend entschuldigt wurden. Wir hätten eben "Revolution" und in Übrigen könnten sich Leute, die den aktiven Kampf gegen die Unterwelt nicht mitgemacht hätten, (das ging auf mich!) nur schwer in die Seelen der S.A.-Männer hineinversetzen. Ich erwiderte, daß ich das sehr gut könne, aber der demokratische Theaterintendant gehöre ja nicht zur Unterwelt, und außerdem seien nach meiner Ansicht die Führer dazu da, die an sich verständliche Rachelust der S.A.-Männer zu zügeln und sie vor ungestzlichen Handlungen zurückzuhalten, aber nicht, sie ihrer Strafe zu entziehen und alles zu entschuldigen. Ich kam jedoch mit den S.A.-Unterführern noch weniger zurecht als mit dem Gruppenführer Heines.

Von Tag zu Tag sah ich es mehr ein, daß ich mit meiner Weigerung, den Polizei-Präsidenten-Posten anzunehmen, schon das Richtige getroffen hatte, und daß ich dabei beharren müsste, selbst wenn mir auch von Seiten meiner Freunde und Verwandten, meiner Mitarbeiter und des Gauleiters Brückner sehr zugeredet wurde, von meinem Entschluß Abstand zu nehmen. Um die Situation zu klären und meine Absicht zum Ausdruck zu setzen, fuhr ich nach Berlin zum Innenministerium, das ich seit meinem Assessorexamen nicht betreten hatte. Das Bild hatte sich sehr verändert, und allenthalben sah man auch hier braune und schwarze Uniformen. Ich besprach meine Angelegenheit mit dem Personal-Sachbearbeiter, Ministerialrat Uter, einem ehemaligen mittleren Beamten und n. W. Sozialdemokraten. Er war schon von meiner Weigerung, den Posten anzunehmen, unterrichtet und gab seinem unverhohlenen Erstaunen über den merkwürdigen Fall Ausdruck. Vor allem verstand er nicht ganz, sagte er, warum ich nicht vor einer Ernennung meine Weigerung erklärt hätte, denn ich wäre

doch natürlich vorher gefragt worden, ob ich die Stellung haben
 wollte. Meine Versicherung, daß niemand vorher ein Sterbenswort
 über die Sache geredet und ~~daß~~ ich meine Ernennung durch Extra-
 blätter auf der Straße erfahren hätte, begegnete zunächst einem
 ungläubigen Lächeln. Schließlich versprach er mir, sich beim
 Minister dafür einzusetzen, daß meine Ernennung rückgängig ge-
 macht würde, indem er hinzufügte: "Übrigens sind Sie auch noch
 garnicht zum Polizeipräsidenten ernannt, sondern zunächst nur
 mit der Führung der Geschäfte beauftragt worden. Sie dürfen sich
 eigentlich noch garnicht "Polizeipräsident" nennen lassen."
 Nun mußte ich doch lachen und sagte, das sei wirklich der Höhe-
 punkt, mir zuerst den ~~Keppel~~ Tort anzutun, mich gegen meinen
 Willen zum Polizeipräsidenten zu *machen*, um mich dann im glei-
 chen Atemzuge wegen der Annehmung zu tadeln, mich so ~~zu~~ nennen zu
 lassen. Uter lachte auch, und wir schieden im besten Einvernehmen.
 Im Innenministerium erfuhr ich auch, - aber wohl erst bei einer
 späteren Gelegenheit-, wie diese merkwürdige Ernennung zustande-
 gekommen war: Seitens der Regierung war ich schon des längeren
 zur Beförderung vorgeschlagen gewesen und zwar m.W. zum Regierung-
 direktor und Leiter einer Domänenabteilung. Als jetzt nun die
 Stelle des Polizeipräsidenten in Breslau neu besetzt werden mußte,
 sollte, da es sich um einen politischen Posten handelte, auch
 die nationalsozialistische Partei befragt werden, ob sie Vor-
 schläge zu machen hätte. Hierfür kamen in erster Linie Gaulei-
 ter Brückner und auch S.S.- Gruppenführer v. Woyrach, mein alter
 Kriegskamerad, zwecks Befragung in Betracht. Die beiden standen
 sich aber, wie ich jetzt auch allmählich gemerkt hatte, wie Katz
 und Hund. Auch im Innenministerium war es bekannt, daß ihre
 sämtlichen Vorschläge, wosuf sie sich auch beziehen mochten, ein-
 ander diametral entgegengesetzt waren. So erregte es denn in der
 Personalabteilung schon immer ein leises Lächeln, wenn der Gau-
 leiter Brückner irgend einen Vorschlag machte und einige Stunden
 später der Gruppenführer v. Woyrach diesen Vorschlag für völlig
 blödsinnig erklärte und einen entgegengesetzten Antrag stellte.
 Bei der Neubesetzung des Polizeipräsidentenpostens war nun auch
 der Gauleiter Brückner um seine Ansicht befragt worden, und er
 hatte gleich mich in Vorschlag gebracht. Wenige Stunden später
 ließ sich der Gruppenführer v. Woyrach im Innenministerium anmel-
 den, und der Personalienchef hatte lachend zu einem der Räte ge-
 sagt: "Aha, nun wird Woyrach wohl wieder diesen Vorschlag für
 völlig absurd erklären und dringend für einen andern Kandidaten
 eintreten."

eintreten." Als er darauf erschien und verschiedene andere Punkte erörtert waren, hatte der Personalienchef nebenbei und etwas lauernd gefragt; "Übrigens muß ja auch noch ein neuer Polizeipräsident für Breslau ernannt werden. Haben Sie irgend einen Vorschlag?" Udo Woyrach hatte ein paar Sekunden nachgedacht und dann gesagt: "Wie wäre es mit dem Regierungsrat v. Alt-Stutterheim von der Regierung in Breslau? Der ist politische und fachlich in Ordnung." Allgemeines Staunen hatte eingesetzt, und der Personalienchef hatte nachher zu einem Mitarbeiter gesagt: "Dieser Regierungsrat v. Stutterheim muß eine Koryphäe sein! Daß Brückner und Woyrach den gleichen Vorschlag machen, ist noch nie dagewesen, und von der Regierung ist er zudem auch noch zur Beförderung vorgeschlagen. Den nehmen wir!"

Auf der Rückreise von Berlin fuhr ich in einem Abteil mit General v. Rundstedt, dem Kommandierenden aus Breslau und seinem Chef des Stabes, meinem Bekannten, Oberstleutnant von Salmuth zusammen, der mit unserer Nachbarstochter, Fräulein von Meßling-Kapsitten- kurz genannt "Liselotte"- verheiratet war und den ich, glaube ich, seit seiner Hochzeit nicht wiedergesehen hatte. Das heißt, Rundstedt war in Breslau eigentlich nur Divisionskommandeur gewesen; da aber in der kleinen Reichswehr eine Division mindestens einem früheren Armeecorps entsprach, wurde in der Gesellschaft der Divisionskommandeur stets als "kommandierender General" bezeichnet. Rundstedt war mit unserm lieben Gert auf der Kriegsschule zusammen gewesen, was mir immer ganz merkwürdig vorkam; denn da Verstorbene ja stets in dem Alter ihres Todes im Gedächtnis der Angehörigen stehen bleiben, wollte es mir nie in den Kopf, daß der jugendliche Gert Altersgenosse eines würdigen Generals sein sollte. Ich kam gleich mit Salmuth und dem General in ein lebhaftes Gespräch, und dabei entschuldigte ich mich bei dem letzteren, daß ich noch nicht dazu gekommen wäre, ihm meinen offiziellen Antrittsbesuch zu machen. Er blickte mich einigermaßen erstaunt an, als verstände er nicht, was ich meinte, aber er murmelte ein paar höfliche Worte, und das Gespräch nahm seinen Fortgang. Erst später erfuhr ich, daß er garnicht mehr in Breslau, sondern längst Kommandierender in Berlin war, und daß er sich heute nur auf einer Inspektionsreise nach Schlesien befunden hatte. Andererseits ahnte weder er noch Salmuth etwas davon, daß ich inzwischen Polizeipräsident in Breslau geworden war. Sein Erstaunen, daß ich als schlichter

Regierungsrat in Breslau ihn, dem Kommandierenden in Berlin, plötzlich einen offiziellen Antrittsbesuch machen wollte, war also durchaus berechtigt. - Bei einem Teil der "Prominenten" hatte ich bereits meine Visite gemacht, wobei mich noch immer eine kleine Ehrfurcht vor den hohen Herren erfüllte, und ich mich nur schwer an den Gedanken gewöhnen konnte, ihnen nun gleichrangig zu sein und selbst zu den "Prominenten" zu gehören. Freude erfüllte mich leider garnicht bei dem Gedanken, sondern vielmehr eine leise Wehmut darüber, daß nun der schönste Teil meines Lebens zu Ende und ich "alt und würdig" geworden war. Mein bedauerlicher Mangel an Ehrgeiz mag auch noch dazugekommen sein.

Bei meiner Rückkehr in's Polizeikommissariat erwarteten mich viel Arbeit und Aufregung. Überall in der Stadt garte es, und täglich würden von allen Polizeirevieren Unruhen, Krawalle und sogar Schießereien gemeldet - dies alles bei einem äußeren Bild vollendeter Harmonie, festlichen Gepräuges und nationaler Hochstimmung. Ich zu derte mich über diese Aktivität von Kommunisten, Sozialdemokraten und Juden, von deren Vorhandensein man eigentlich kaum etwas merkte. Alle S.A.-Führer und Heines an der Spitze, behaupteten aber stets, sie hätten unendlich viel von ihren Gegnern zu leiden, und sie könnten eben nur mit Gewalt der heimtückischen Angriffe gegen die S.A. Herr werden. Eines Tages besuchte mich der frühere sozialdemokratische Regierungsvizepräsident Wagner und gab in längerer Unterredung seiner Besorgnis darüber Ausdruck, daß eine Verfolgungswelle gegen Sozialdemokraten und Juden einsetzen könne, und daß sich die Anzeichen dafür von Tag zu Tag mehrten. Ich beruhigte ihn, so gut ich konnte, aber muß gestehen, daß ich doch etwas bei dem Gedankenichelte, in unserm festgefügtten, preußischen Staat könnte so etwas, wie illegale Verfolgungen von Juden oder Sozialdemokraten erfolgen, noch dazu jetzt, nachdem der nationale Ordnungsstaat errichtet war. Einige Tage später meldete sich eine Deputation der jüdischen Gemeinde mit einem Rabbiner an der Spitze bei mir an, die ich auch sofort empfing. Auch sie sprach die gleiche Besorgnis aus und belegte sie mit verschiedenen Beispielen von Gewalttaten gegen Juden durch S.A.-Männer. Ich erwiderte ihnen ebenfalls, daß ich ihre Befürchtungen nicht teilen könnte. Allerdings seien mir auch einige Übergriffe und Gewalttätigkeiten gegen Juden gemeldet worden; aber so bedauerlich dies sei, so seien einige dergartige Einzelfälle in einer politisch so erreg-

ten Zeit wohl immerhin verständlich, und deswegen brauche man noch nicht "Judenverfolgungen" zu befürchten. Im übrigen aber versprache ich ihnen feierlich mit allen Mitteln für Ruhe und Ordnung und damit auch für ihre Sicherheit zu sorgen. Vor allem würde ich rücksichtslos gegen jeden Übergriff, von welcher Seite er auch komme, vorgehen und die Täter zur Verantwortung ziehen. Ich schloß mit den Worten: "Meine Herren, Sie können wirklich unbesorgt sein. So lange ich auf meinem Posten stehe, garantiere ich für Ihre Sicherheit, ganz abgesehen davon, daß kein vernünftiger Mensch an Judenverfolgungen denkt, und solche in einem Ordnungsstaat, der über genügende Polizeikräfte verfügt, unmöglich sind." Die Deputation verabschiedete sich sehr höflich und mit dem Ausdruck der Befriedigung und des Dankes. - Nachher überlegte ich mir, ob ich nicht doch vielleicht den Mund etwas sehr voll genommen hätte, und ob etwa die Sicherheit der Juden tatsächlich durch die S.A. gefährdet sei. Wie eine Beantwortung dieser Frage erreichte mich am nächsten Morgen ein persönlicher Anruf des Oberlandesgerichtspräsidenten, der mir sehr erregt mitteilte, S.A.-Männer hätten das Gerichtsgebäude umstellt und hinderten sämtliche jüdischen Rechtsanwälte und Richter daran, das Gebäude zu betreten. Also offenkundiger Aufruhr! Ich war ja nun schon Kummer gewohnt, aber dieser Tag überstieg doch die Begriffe. Eine Meldung jagte die andere, und die Besprechungen und Sitzungen überstürzten sich förmlich. Heines hielt sich im Hintergrund und schickte zu den von mir anberaumten Besprechungen andere führende S.A.-Männer vor, - selten unsympathische Leute! Zwei sehe ich noch zum Greifen nahe vor mir: Ein älterer Mann mit Brille und einer unangenehm krächzenden Stimme, ein jüngerer mit einem schiefen Mund, der immer so aussah, als schnitte er einem eine Grimasse; beide nächst Heines die höchsten S.A.-Führer hier. An einer noch spät abends einberufenen Sitzung nahm auch der Oberlandesgerichtspräsident teil, der auf's schärfste gegen die Gewalttätigkeiten protestierte und von einem "justitium" (Stillstand der Rechtspflege) sprach. Dieses Wort griff ich auf und benutzte es in meinen Gesprächen mit Berlin, wohin ich die Vorfälle natürlich sofort telefonisch gemeldet hatte. Die Regierung in Breslau und der Oberpräsident waren so gut wie ausgeschaltet. Beide Instanzen hielten sich völlig zurück, und von der S.A. würde ihre Autorität ohnehin nicht mehr anerkannt, da die

Behördenleiter keine Nationalsozialisten waren und daher nicht "volksverbunden" wären. Für mich war die Situation äußerst schwierig; denn einerseits tat ich mein Möglichstes, um die Regierung, meine vorgesetzte Behörde, nicht zu umgehen, andererseits hatte ich von ihr keinerlei Rückendeckung gegen die immer mehr zutretenden Eigenmächtigkeiten der S.A. zu erwarten, und war daher gezwungen, mir diese Rückendeckung von Berlin unmittelbar zu holen, wobei ich aber natürlich streng darauf hielt, daß jeder Bericht ans Ministerium wenigstens durch die Hand des Regierungspräsidenten ging. Eine gewisse Ausnahme bei der Regierung machte der Regierungsvizepräsident v. Scheller, der, wenn auch nicht Nationalsozialist, so doch auch nicht zu den sogenannten "Systemparteien" gehörte, sondern deutsch-national und von der Papen-Regierung eingesetzt worden war. Er schaltete sich noch öfters ein und nahm m.W. auch an dieser berühmten Abend-Sitzung teil, bei der ich zu meinem Schrecken feststellte, daß die S.A.-Führer nicht nur die Übergriffe ihrer Leute, insonderheit die Juden-Absperrung von den Gerichtsgebäuden, entschuldigten und guthiesen, sondern sogar andeuteten, daß sie sicherlich auch von den Centralstellen in Berlin gebilligt würden. Zu meiner grenzenlosen Enttäuschung schien das tatsächlich der Fall zu sein, denn aus Berlin bekam ich keinerlei Direktiven. Alle, mit denen ich fernmündlich sprach, wanden sich wie die Katze um den heißen Brei herum, mißbilligten zwar das eigenmächtige Vorgehen der S.A., bemerkten aber doch, diese "Volksstimmung" sei verständlich, es sei eine sehr schwierige Frage, ob jüdische Rechtsanwälte und gar Richter weiter antieren könnten, und wenn um Gotteswillen dürfe ich nicht mit der Schutzpolizei gegen die S.A. vorgehen. Im übrigen wurde mir zu meiner Beruhigung erzählt, in anderen Städten ginge es noch viel bunter her, daß die Vorgänge in Breslau seien durchaus keine Einzelfälle und dürften nicht tragisch genommen werden. Ich nahm sie aber doch sehr tragisch und vor allem nahm ich es tragisch, daß weder in Berlin, noch auch bei vielen meiner Mitarbeiter Verständnis dafür herrschte, worauf es mir in dieser Sache ankam. Nicht um die Fragen handelte es sich, ob es zweckmäßig sei, daß Juden Richter würden, ob der Breslauer Rechtsanwaltsstand zu stark verjudet sei, ob es sich lohnte, die von der S.A. angegriffenen Richter zu verhaften, oder ob dieses und jenes im lieben

Vaterland, was die S.A. beanstandete, tatsächlich besserungsbedürftig sei, sondern darum ging es, ob die S.A., also eine Parteiorganisation, kraft ihrer Macht sich staatliche Befugnisse zuerkennen und Handlungen gegen Recht und Gesetz ausführen dürfe. Die Vertreter der S.A. vollends standen diesen Ausführungen so verständnislos gegenüber, als ob ich chinesisch geredet hätte, und zum ersten Mal schlug mir hier das Wort entgegen "Bürokratische Bedenken". Auch noch eine Ansicht hörte ich hier zum ersten Male, wenn auch nur andeutungsweise, daß nämlich Recht und Gesetz "aus dem Volke heraus"- das hieß mit andern Worten von der S.A. geschaffen und von oben sanktioniert werden müßten. Da Berlin mich im Stich gelassen hatte, kam es an diesem Abend zu einem lahmem Kompromiss, dessen Inhalt ich nicht mehr genau weiß. Ich glaube, die S.A. versprach, jedes gewaltsame Vorgehen in und an den Gerichtsgebäuden zu unterlassen, während der Oberlandesgerichtspräsident verpflichtete, dafür Sorge zu tragen, daß in den nächsten Tagen jüdische Gerichtsbeamte in der Öffentlichkeit keinen Dienst taten.

Die Schiessereien in der Stadt zwischen S.A. und "Andersgesinnten" gingen munter weiter. Nach den gemachten Erfahrungen war ich darin skeptisch geworden, ob bei diesen Zusammenstößen die S.A.-Männer tatsächlich nur immer die unschuldig Angegriffenen wären. Gleich in den ersten Tagen nach meinem Dienstantritt war ein S.A.-Mann erschossen worden. Für diesen im Interesse der guten Sache gefallenen Mann war von Berlin aus - ich nehme an, auf Veranlassung des S.A.-Gruppenführers Heines - ein "Staatsbegräbnis" angeordnet worden. Es war das erste Mal, daß ich dieses Wort hörte. Die Veranstaltung desselben lag in meiner Hand. Heines hatte um eine Trauerfeier in der Kirche gebeten, was mich erfreute und mir wieder den kirchlichen Sinn der S.A., an dem ich etwas schwankend geworden war, von Neuem bestätigte. Ich hatte die Elisabethkirche dafür vorgesehen, die schönste Kirche Breslaus. Heines bat darum, daß Pfarrer Fuchs den Trauergottesdienst abhielte, und dieser erklärte sich auch bereit dazu. Ich konnte nur gernicht klarsehen, wie eigentlich der Tod des S.A.-Mannes vor sich gegangen war, denn die Meldungen der S.A. und der Polizei waren so ungenau und widerspruchsvoll, daß ich kein deutliches Bild von dem Vorfall erhielt. Ich ging der Sache aber doch auf den Grund, und dabei stellte es sich heraus, daß der Mann bei dem Zusammenstoß in der Aufregung von eigenen Leuten erschossen worden war. Meiner Erinnerung nach gab dies "eines,

den immer eine gewisse Ehrlichkeit auszeichnete, selbst zu. Ich begab mich darauf sofort zu Pfarrer Fuchs, unterrichtete ihn von der Sachlage und bat ihn, in der Predigt also nicht etwa von den "Mördern" zu sprechen, da solche garnicht vorhanden wären. Der Geistliche erwiderte, daß er ohnehin nicht diese Absicht gehabt hätte und sich lediglich auf die Erwähnung beschränken wolle, daß der S.A.-Mann in Ausübung seines Dienstes den Tod gefunden hätte. Die Vorbereitungen für dieses Staatsbegräbnis gestalteten sich recht schwierig. Kaum war mit Mühe und Not die kirchliche Frage entschieden- Wünsche der Angehörigen und katholische Kirche spielten auch noch irgendwie hinein- als eine Rangstreitigkeit auftauchte. Meines erklärte beim Trauerzug mit mir zusammen unmittelbar hinter dem Sarge gehen zu wollen; dann sollte sich das andere Trauergefolge anschließen. Ich sagte ihm, das sei ganz unmöglich, da es sich um ein Staatsbegräbnis handele, und daher der Oberpräsident v. voranschreiten müsse. Ihm dieses klar zu machen, war eine Herkules- Arbeit, und endlose Verhandlungen mußten darüber geführt werden. Ich erklärte, er könne ja dann meinetwegen allein als erster hinter dem Sarge schreiten- also gewissermaßen als Angehöriger des Toten-, aber ich selbst ginge keinesfalls vor dem Oberpräsidenten. Meines Wissens einigten wir uns endlich dahin, daß wir drei in einer Reihe gehen sollten, er als höchster S.A.- Vorgesetzter des Toten in der Mitte, rechts Oberpräsident Graf Degenfeld, links ich; und so geschah es denn auch. Die Trauerfeier in der Kirche war durchaus würdig und schön und die Rede von Pfarrer Fuchs taktvoll und frei von jeglicher politischer Beimischung. Dann wurde in endlosem Trauerzug der Sarg zur Stadtgrenze geleitet; dort wurde ein Vaterunser gesprochen, und dann wurde der Leichenwagen von einem anderen Trauergefolge übernommen. Ich glaube, mein guter Cprpsbruder Degenfeld, dem Rangfragen meilenfern lagen, ahnt bis zum heutigen Tage nichts davon, welchen Kampf ich damals für den ihm gebührenden Platz ausfechten mußte.-

Man kam aus den Unruhen und der Aufregung über die dauernden Straßenschlechten nicht mehr heraus. Obgleich die polizeilichen Meldungen immer sehr vorsichtig waren, und man nie ganz klug aus ihnen wurde, festigte sich mehr und mehr bei mir die Überzeugung, daß 50 % der sogenannten "Straßen-

Kämpfe" von der S.A. provoziert waren und die andern 50 % überhaupt ohne Gegner ausgefochten wurden, indem die wild gemachten S.A.-Männer einfach ins Blaue feuerten. Eine unvorsichtige Ausrufung von Heines bestätigte mir dies. Einst tadelte er mal wieder den "mangelnden Kampfgeist" und die "unnationalsozialistische Einstellung" der Schutzpolizei, sagte aber dann mit Pathos: "Und doch habe ich ein schönes Zukunftsbild vor Augen. Sie und ich einig Hand in Hand, und Ihre Schutzpolizei und meine S.A., zusammengeschweißt durch Kampf und Blut, in neuer herrlicher Kameradschaft!" Ich sagte lachend, für diese Kameradschaft wäre ich sehr, aber Kampf und Blut seien dazu ja nicht notwendig, noch auch möglich, da ja gottlob gar kein Gegner da sei. Er sah mich groß an und sagte feierlich: "Glauben Sie mir, echte Kameradschaft erwächst nur aus Kampf und Blut, und wenn kein Gegner da ist, so muß man sich einen suchen." Die Probe aufs Exempel erfolgte denn auch sofort an einem der nächsten Tage. Wieder einmal herrschte helle Aufregung in den Hallen des Polizeipräsidiums. Es war wie bei einem hohen Stabe in einer Schlacht. Sämtliche Telephoneapparate schrillten in höchstem Alarm, Polizisten in Uniform und Civil schwirrten aufgeregt durch einander, Meldungen kamen und gingen, und die Meldungen aus den Polizeirevieren und von den Polizeitruppen überstürzten sich förmlich: Straßenschlacht an der Oder, Gewerkschaftshaus von S.A. besetzt, Errichtung von Barrikaden, Großfeuer, Kommunistentaufstand! Ich war nun aber schon gewitzigt durch ähnliche Erfahrungen und dachte auch an das Gespräch mit Heines über den "zu suchenden Gegner", wenn keiner da sei; daher beschloß ich, selbst in das Kampfgerühl zu fahren. Mein Heldennut wurde allgemein angestaunt! In einem kleinen Wagen, nur von einem Offizier der Schutzpolizei und einem Wachtmeister begleitet, fuhr ich also in die Schlacht, dem Kampf lärm entgegen, der von der Oder her erscholl. Die Straßen wurden allmählich menschenleer, und statt der Neugierigen sah man nur noch einzelne Schupo-Wachtmeister und S.A.-Männer. In der Richtung der Oder hörte man lebhaftes Gewehrfeuer. Vor dem von S.A. besetzten Gewerkschaftshaus brannte ein lustiges Feuer, in welches noch immer von S.A.-Männern Akten, Bücher und sonstiges "Brennmaterial" hineingeworfen wurden, Ich ließ den Wagen halten, stieg aus und begab mich zu Fuß auf den Kriegsschauplatz, der sich direkt an der Oder, seitlich von unserer guten, alten Regierung befand. Am Uferende lagen die S.A.-Männer in Reihen und

unterhielten ein lebhaftes Schützenfeuer auf das jenseitige Oderufer. Von der anderen Seite fiel kein Schuß. Ein S.A.-Mann, der mich erkannte, rief mir zu: "Herr Polizeipräsident, gehen Sie in Deckung!"- Ich sagte: "Vor wem soll ich in Deckung gehen?" Höchstens vor Euch." Einen besonders eifrigen Schützen fragte ich: "Worauf schießt Ihr denn?"- "Auf die Dächer jenseits der Oder."- "Ja, ist denn auf den Dächern ein Gegner?"- "Jawohl, erst haben wir da einen laufen sehen."- "Hat der geschossen?"- "Nein, aber es soll heute von da geschossen sein."- "Wer hat Euch das erzählt?"- "Der S.A.Mann So und so."- "Wo ist er?"- "Der ist nicht hier." Ich hatte genug! Zunächst schrie ich, denn nicht sofort mit Schießen aufgehört würde, liesse ich eine Hundertschaft kommen und die würde hier aufräumen. Der Schlachtenlärm verebbte denn auch. Dann fuhr ich im Eiltempo zum Polizeipräsidium zurück und ließ sofort Heines zu mir bitten, der auch bald darauf erschien. Ich war in heller Empörung. "Patscho" sagte zu mir: "Herr Polizeipräsident, beruhigen Sie sich bloß, bevor Sie Heines empfangen; sonst gibt es einen furchtbaren Krach mit der S.A. und wir sind nachher doch die Reingefallenen." Ich nahm mir die gut gemeinte Warnung ein wenig zu Herzen, aber meine Unterredung mit Heines war doch kein kein gemütliches Plauderstündchen. Endlich machte ich einmal meinem grollgefüllten Herzen restlos Luft und sagte ihm deutlich die Meinung. Heines wandte heute eine neue Methode an. Er wurde elegisch und sagte kummervoll, er sei schmerzerfüllt, daß ich so wenig Verständnis für seine S.A.-Männer hätte, die jahrelang einen so schweren, opferreichen Kampf gegen einen heimtückischen Feind hätten führen müssen, und jetzt gönnte ich ihnen nicht die kleine Siegesfreude und verlangte gar, daß die S.A. das besetzte Gewerkschaftshaus wieder räumen sollte; aber das täte er nicht; da könnte ich machen, was ich wolle; doch sei es sehr traurig, daß ich mit Sozialdemokraten und Kommunisten mehr Mitgefühl hätte, als mit seinen armen, tapferen S.A.-Männern. Wenn die Kommunisten jetzt am Ruder wären, dann würden sie andere Dinge treiben, als in einem harmlosen Feuer ein paar sozialdemokratische Bücher verbrennen und ein Gewerkschaftshaus besetzen. Ich sagte, das sei gerade ein Grund mehr, es anders zu machen als die Kommunisten und zudem sei es ja garnicht einmal ein kommunistisches Gewerkschaftshaus, wo sich die S.A.-Männer wie die Mrodeure benommen hätten. Im Übrigen alarmierte ich

jetzt sofort eine Hundertschaft und ließe die S.A.-Männer aus dem Gewerkschaftshaus hinausschmeissen. Ganz wohl war mir, - offengestanden- nicht bei dieser Drohung, denn ich war der Weisung aus Berlin eingedenk, daß ich es keinesfalls zu Zusammenstößen zwischen Schutzpolizei und S.A. kommen lassen dürfe. Aber Gott sei Dank! Heines lenkte ein. Er war heute auf Biederkeit eingestellt und sah wohl auch, daß ich mit der Hundertschaft *coûte que coûte* Ernst machen würde. Daher sagte er versöhnlich: "Bitte, lassen Sie die Hundertschaft in der Kaserne. Wir wollen doch einig sein und nicht der Öffentlichkeit das Schauspiel eines Kampfes zwischen Schutzpolizei und S.A. geben. Aber lassen Sie mir etwas Zeit. Ich verspreche Ihnen, daß ich das Gebäude bis 5 Uhr räumen lasse." - "Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, Heines?" - fragte ich. "Ja wohl, mein Ehrenwort?" sagte er, schüttelte mir die Hand und blickte mich mit seinen ^{blauen} Augen ehrlich ins Gesicht, "Punkt 5 Uhr mitteleuropäischer Zeit ist das Gebäude geräumt." Auf dem Polizeipräsidium war man skeptisch. Viele meiner Mitarbeiter glaubten nicht an die Einhaltung des Versprechens. Es herrschte eine gewisse Aufregung, wie die Sache enden würde, und es fehlte nicht viel, so wären Wetten abgeschlossen worden, ob das Gebäude um 5 geräumt wäre oder nicht. Ich vertraute dem Ehrenwort, aber alarmierte zur Sicherheit doch eine Hundertschaft, damit sie im Notfall sofort abrücken könnte. Es wurde nicht nötig, denn Heines hielt sein Versprechen. Ich schickte um 5 einen Späher hin- ich glaube, meinen Vertreter "Patscho" selbst-, und dieser kam 5 Minuten nach 5 mit der Meldung zurückgefahren, daß das Gebäude geräumt und inzwischen von einigen Schutzpolizeibeamten besetzt worden sei. Patscho und ich sanken uns nach diesem aufregenden Tage beinahe wieder gerührt in die Armeie in dem Moment, wo Hitler abflog. Meine Verwandten Rosenberg und Löffbecke fragten mich öfters lächelnd, wie es meinem ständigen Vertreter ginge. Dieses Interesse fiel mir auf und ich fragte nach dem Grunde dafür. Da wurde mir lachend erklärt, ich sollte doch einmal die Zeitung aufschlagen; nirgends würde mein Name ohne den "meines ständigen Vertreters" genannt. Ich war etwa ungläubig, sah mir aber daraufhin doch einmal die Zeitungen, in denen ich ja noch immer "aktuell" war, genauer an; und in der Tat lauteten die Notizen über mein öffentliches Erscheinen bei irgend einer Gelegenheit stets: "Man bemerkte u.a. den Polizeipräsidenten v. Altstuntherheim und seinen ständigen Vertreter Oberregierungsrat

ruhten. Zu "Großaktionen" hatte sich die S.A. statt der Gericht - wo sie ja ihren Willen durchgesetzt hatte, - die jüdischen Warenhäuser ausgesucht. Bald sperrten sie sie ab und ließen keinen hineingehen, bald belästigten sie harmlose Passanten, bald verübten sie Gewalttätigkeiten gegen jüdisch aussehende Personen. Meine Geduld war erschöpft. Da ich bei Reines auf völlige Verständnislosigkeit stieß, und auch meine sehr ernstesten fernmündlichen Meldungen ans Innenministerium nichts gefruchtet hatten, richtete ich an den preußischen Ministerpräsidenten Goering persönlich - m.W. war er damals auch zugleich Innenminister ein Telegramm folgendes Inhalts: "Gewalttätigkeiten und Übergriffe der S.A. nehmen weiter zu. Zwangsweises Vorgehen mit Schutzpolizei dagegen ist untersagt. Fall S.A. nicht sofort in ihre Schranken gewiesen wird, muß ich Verantwortung für Sicherheit der Stadt ablehnen. Schriftlicher unmittelbarer Bericht folgt. Polizeipräsident Breslau." Diesen Bericht setzte ich gleichzeitig auf, und ich nahm darin wahrhaftig kein Blatt vor den Mund. Als er gerade fertig war, und abgetippt wurde, erschien der Gauleiter Brückner bei mir; m.W. war es sein erster Besuch. Er war lebenswürdig wie immer zu mir und Kusseret guter Laune. Er bewunderte mein prunkvoll ausgestattetes Dienstzimmer und sagte fachend: "Wie vorsorglich doch die vorige Regierung war, daß sie das Dienstzimmer gleich braun getüpfelt hat." Dann erzählte auch er mir, welch' eine "gute Nummer" ich allgemein hier hätte und sagte: "Ich gläbe, Herr v. Stutterheim, Sie wissen es garnicht selbst, wie ausgezeichnet Ihre Amtsführung ist." Ich lächelte "Bescheiden", aber doch etwas geschmeichelt und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Das war ein nochmaliger Versuch, mich unzustimmen und mich zu bewegen, das Amt doch anzunehmen. "Dünken Sie doch mal", sagte er abschließend, "was für eine wundervolle Wohnung Sie dann auch bekommen würden." Ich antwortete, mein Entschluß sei unwiderruflich. Wenn meine Amtsführung anerkannt würde, so erfreue mich das natürlich sehr, aber es würde sich ja auch schon bald eine Persönlichkeit finden lassen, die sich noch besser für den Posten eignen würde. Was die Wohnung anbeträfe, so locke diese mich garnicht, da ich mich in meiner kleinen Wohnung in der Heudorfstraße bei dem guten Fräulein Beyer äußerst wohl fühle. - Im Gegenteil, die sehr prunkvolle Wohnung, die unmittelbar mit meinem Amtszimmer verbunden war, hatte stets ein etwas bedrückendes

des Gefühl in mir ausgelöst, da mein Amtsvorgänger noch darin wohnte. Ich kannte ihn kaum, meines Wissens hieß er Theiss. Soweit ich mich entsinne, war er vorher auch Regierungsrat in Breslau gewesen und Demokrat reinsten Wassers. Er war schon einige Zeit vor meinem Dienstantritt zur Disposition gestellt worden, so daß er in mir wenigstens nicht den "bösen Mann, der ihn verdrängt hatte", sehen konnte. Aber ein etwas schlechtes Gewissen hatte ich ihm gegenüber beim Anblick der Wohnungser doch immer, und aus diesem Grunde machte ich ihm auch keinen Besuch; denn es war mir einigermaßen zweifelhaft, ob er beim Anblick seines Nachfolgers ungeheure Freude empfinden würde.

Die gute Stimmung des Gauleiters bei diesem Besuch hielt weiter an, und ich überlegte mir im Stillen, ob dies auch der Fall sein würde, wenn er mein Telegramm an Goering und meinen soeben gefertigten Bericht kannte. Endlich faßte ich den heroischen Entschluß, ihn ehrlich von allem zu unterrichten, erzählte ihm von dem Telegramm und legte ihm den soeben fertig getippten Bericht vor. Er las ihn aufmerksam durch und sagte dann zu meinem maßlosen Erstaunen: "Ausgezeichnet! Und ich werde jetzt auch noch einen Bericht machen, in dem ich mich voll und ganz vor Sie stelle." Nebenbei bemerkt; Mir ist dieser Bericht später zu Gesicht gekommen. Brückner hatte darin ausgeführt, daß meine Darlegungen in allen Punkten den Tatsachen entsprächen, daß auch er die Widersetzlichkeit der Breslauer S.A. nur schwer zugehen könne und daß es traurig wäre, so weit gekommen zu sein, daß der sonst sehr verantwortungsfreudige Polizeipräsident die Verantwortung für die Sicherheit der Stadt ablehnen müsse. Dieses Eintreten für Recht und Ordnung und auch für meine Person habe ich dem Gauleiter Brückner stets hoch angerechnet.

Ich war nun fieberhaft gespannt, was auf mein Telegramm und den Bericht erfolgen würde. Einen schriftlichen Bescheid bekam ich nicht, aber es erfolgte doch etwas! Am folgenden Sonntag -m.W. am Heldengedenktage- hielt Adolf Hitler eine große Rede, die durch Rundfunk übertragen wurde. In dieser bemerkte er, daß ihm aus verschiedenen Städten Ausschreitungen und Übergriffe des S.A. gemeldet wären; ja, aus einer Stadt von zuverlässiger Seite in sehr ernster und überzeugender Weise. Er hatte Verständnis für den ersten revolutionären Überschwang, aber die Revolution sei nunmehr abgeschlossen, und er würde in Zukunft scharf gegen alle Gesetzwidrigkeiten und Übergriffe vorgehen. Ich befand mich in einer Hochstimmung. Wenn ich auch gewünscht hätte,

daß der Reichskanzler die Vorkommnisse noch schärfer verurteilt hätte, so war er doch entschieden von ihnen abgerückt und hatte vor allem erklärt, daß die "Revolution" jetzt "abgeschlossen" sei. Ich hatte also wieder Oberwasser bekommen, war in meinem Vertrauen auf den Führer neu gestärkt worden und hoffte, jetzt würde hier in Breslau ein neues Zeitalter der wirklichen Volksgemeinschaft und eitelere Harmonie anbrechen.

Meines Wissens war es ~~am 22. März, am~~ ^{dieser} Sonntag Reminiscere, damals zugleich der Heldengedenktag, den sich die S.A. zu einem neuen Vorstoß gegen die Staatsgewalt ausgesucht hatte. ~~Genau im Moment der Vorbereitung nicht mehr im Stadtsaal, sondern~~
~~ganz anders, aber noch sehr bevor der Führer kam. Ich glaube, Der~~
 Reichspräsident v. Hindenburg hatte angeordnet, daß zu Ehren der Gefallenen die schwarz-weiß-rote Fahne, unter der sie gefallen waren, auf den Amtsgebäuden zu hissen wäre, aber mit dem ausdrücklichen Zusatz, "nur diese Fahne allein". Wie dem auch sei, jedenfalls verlangte Heines plötzlich entgegen der uns erteilten Weisung des Innenministeriums, daß auch die Hakenkreuzfahne gezeigt würde. Ich weigerte mich unter Hinweis auf den Wunsch des Reichspräsidenten v. Hindenburg und den entsprechenden Erlaß des Innenministeriums, dies zu tun. Heines sagte, was "die" befählen, sei ihm ganz egal, und nie würde er dulden, daß die einmal gehißte Hakenkreuzfahne "schmashvoll wieder gestrichen würde". In der Tat hatte schon einmal, aber nur für einen Tag, bei irgend welcher Gelegenheit die Hakenkreuzfahne von den Amtsgebäuden geweht. Wieder wurden endlose Verhandlungen, bei denen Heines scharf und drohend wurde, erforderlich. Wie das Ergebnis war, weiß ich nicht mehr. Ich glaube, daß das Innenministerium, an das ich mich mit der Bitte um Entscheidung wandte, wieder einmal umkippte und entgegen seinem eigenen Erlaß den Rat erteilte, die Hiszung der Hakenkreuzfahne zu dulden, da jeder Zusammenstoß mit der S.A. höchst unerwünscht wäre. - Im Übrigen verlief der Tag mit Gottesdienst und vielen Feiern, an denen ich z.T. aktiv mit Ansprachen teilnehmen mußte, sehr festlich und in ~~stimmungsvoller~~ vaterländischer Stimmung.

Meine Hoffnung auf das nach der Führerrede nun anbrechende goldene Zeitalter aber schlug fehl. Heines trat zwar anfänglich etwas kürzer, aber dann erklärte er bald, der "arme Führer" könne auch nicht immer so wie er wolle, im Grunde meine er es ganz anders, er sei zudem "viel zu gut" gegen die jüdische, rote und reaktionäre Bande u.s.w., u.s.w. - Tiraden, die ich nun

schon genugsam gehört hatte. Als ein wahrer Hort des Friedens und der Ordnung gegenüber der S.A. erschien mir in diesen Tagen die S.S., die sich sehr zurückhielt und zahlenmäßig auch kaum hervortrat. Einige Tage nach dem Besuch des Gauleiters kam auch Udo Woyrsch zu mir. In meinem Kampf gegen Heines stand er völlig auf meiner Seite, aber gleichzeitig bedachte er auch den Gauleiter mit nicht sehr liebenswürdigen Ausdrücken, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Jedenfalls erhielt mein Glaube an die unerschütterliche Einigkeit zwischen den Gewaltigen des Nationalsozialismus in dieser Zeit einen argen Stoß. Die 3 "Prominenten" in Schlesien wenigstens - Gauleiter, S.A.- und S.S.- Gruppenführer - gaben für diese "Einigkeit" ein klassisches Beispiel. Ich glaube, es gab keine Bosheit und Niedertracht, die sie sich nicht einander zutrauten. Bei weitem am zurückhaltendsten war in dieser Hinsicht noch der Gauleiter Brückner selbst.

Um die Unruhe und dauernde Hetze, in der ich mich auf dem Polizeipräsidium ohnehin befand, noch zu vermehren, wurden wir in einem fort mit alarmierenden Nachrichten von oberer Stelle aus Berlin über drohende Aufstände, Komplote und Verschwörungen überschüttet. Es gab, wenn ich nicht irre, genau wie beim Militär, 3 Alarmstufen, von denen Stufe 3 höchste Bereitschaft für alle Polizeikräfte und uns selbst bedeutete. Wir hatten sie mehrfach, und an solchen Tagen mußte der Polizeipräsident auch des Nachts in seinem Amtszimmer bleiben. Daß man dafür auch "freie Verpflegung" bekam, imponierte einem damals nicht sonderlich. Zur Nachtruhe, soweit man von einer solchen bei dem dauernden Schreien des Fernsprechers überhaupt reden kann, wurde mir dann ein eisernes Bett ins Dienstzimmer gerollt, und mein treuer Wachtmeister Seidel, wie auch sein Kamerad, mit dem er sich im Dienst ablöste, bewachte wie ein Cerberus meine kurze Ruhe und sorgte wie eine Kinderfrau für mich. Doch auch ohne Alarmstufe 3 kam man oft aus den Kleidern nicht heraus, und meinem "ständigen Vertreter", dem rastlos tätigen Patschowski, erging es eben so.

Bitter lächeln mußte ich öfters angesichts dieses Daseins, wenn ich von manchem darum beneidet wurde, daß mir in allen Theatern eine Loge zur Verfügung stände! Sie standen leider immer leer, oder ich vergab ihre Plätze abwechselnd an Civilbeamte und Offiziere der Schutzpolizei. Einmal hatte ich meine

Cousine Rosenberg zu einer Oper, die sie gern sehen wollte, eingeladen, einmal meinen Neffen Klaus Rönne, der noch immer bei Kessels in Ober-Glauche war und mich zu dieser Zeit öfters besuchte. Ein mehrmaliger Versuch, wenigstens einmal ins Theater zu fahren, mißlang kläglich, da ich kurz zuvor durch unaufschiebbare Arbeit oder alarmierende Nachrichten, die meine Anwesenheit im Präsidium erforderlich machten, zurückgehalten wurde. Trotzdem hatte ich meinen Ehrgeiz dreingesetzt, wenigstens einmal in meiner Polizeipräsidentenzeit meine Loge coûte que coûte auszunutzen, und dieser Versuch gelang auch, aber wie! Dieser Abend ist mir in unauslöschlicher Erinnerung geblieben. An einem halbwegs ruhigen Tage hatte ich also den löblichen Entschluß gefaßt, den Abend unter allen Umständen im Theater zuzubringen und mir dazu das Stadttheater ausgesucht, in dem zufällig "Tristan und Isolde" gegeben wurde. Alle Vorbereitungen waren getroffen. Ich hatte Oberregierungsrat Patschowski, der auf dem Präsidium blieb, eingeschärft, mich weder aus dem Theater holen zu lassen, noch dort anzutelephonieren, es sei denn, daß ganz Breslau in Flammen stünde. In nicht sehr festlicher Stimmung und totmüde von anstrengendem Tagewerk fuhr ich tatsächlich auch zur rechten Zeit vom Präsidium ab; der gute Major Freytag begleitete mich. An meiner Logentür standen rechts und links 2 junge Wachtmeister aufpostiert, was mir schon nichts Gutes verieß. Kaum war der Vorhang aufgegangen, als auch schon einer der beiden lautlos die Loge betrat und mir zuflüsterte: "Herr Polizeipräsident werden in sehr dringlicher Angelegenheit vom Präsidium aus am Apparat verlangt." Der gute Patscho war am andern Ende der St. Strippe und sagte, Breslau stehe zwar nicht in Flammen, aber es seien sehr alarmierende Nachrichten aus dem Norden der Stadt eingelaufen; ob eine Hundertschaft dorthin beordert werden sollte. Ich entschied mich dafür, sie nur zu alarmieren; im Übrigen solle die Revierpolizei erst einmal für Ordnung sorgen. Ich glaube, ich saß noch nicht eine Minute wieder auf meinem Platz, als sich dasselbe Spiel wiederholte. Zum zweiten Mal holte mich der Wachtmeister von der Logentür an den Apparat. Wiederum war Patschowski am Apparat und berichtete, der Herr Minister des Innern wünschte sofort einen fernmündliche Bericht über eine - m. p. z. - ziemlich nebensächliche - Angelegenheit. Aber was half's. Ich mußte eingehend mit Patschowski erörtern, was dem Minister zu sagen wäre und was nicht. Dann bemerkte ich aber etwas ungnädig,

jetzt käme ich nicht mehr an den Apparat; wenn ich gestorben wäre, könnte ich auch nicht herangeholt werden. Er nahm es zur Kenntnis. Als ich in die Loge zurückkehrte, zeigte starkes Händeklatschen gerade das Ende des ersten Aktes an. Der zweite begann, und Tristan und Isolde sangen sich unendlich lange an. Ich will mich nicht als völlig unmusikalisch hinstellen, aber Richard Wagner ist nun einmal nichts für mich. Seine Musik ist mir nicht unangenehm, aber sie rauscht mit wenigen Ausnahmen wie der Klang von Kirchenglocken an mir vorbei, ohne daß ich eine Melodie heraushöre. Ich höre Kirchenglocken sehr gern, aber ich setze mich nicht 3 Stunden oben in den Turm, um sie mir vordröhnen zu lassen. Ähnlich erging es mir bei dem Wechselgesang von Tristan und Isolde. Auf seinen Anfang kann ich mich noch besinnen. Dann wachte ich plötzlich von starkem Beifallsklatschen auf. Ich lag mit dem Kopf auf der Logenbrüstung und schaute mich entsetzt um. Allmählich begriff ich die Situation, und nun entlud sich mein ganzer Zorn auf das Haupt des unglücklichen Major Freytag. Ich sagte ihm, dadurch, daß er mich nicht aufgeweckt hätte, hätte er mich zum Gespött von ganz Breslau gemacht und das sei unerhört. Hierzu kam noch, daß ich doch noch immer "aktuell" war und das Interesse des Publikums erregte; und nun dieser Eclat! Der neue Polizeipräsident im Theater- während des 1. Aktes von Tristan und Isolde telephonierte er und während des 2. ten schläft er! Der gute Freytag war ehrlich erschrocken und betrübt und sagte nur demütig: "Ach, Herr Polizeipräsident, es war ja die erste ruhige Stunde, die Sie seit Wochen hatten, und die wollte ich doch nicht stören." Das rührte mich ja nun wieder so, daß mein Zorn verflog und ich sagte: "So, und zum dritten Akt fahre ich nach Hause und schicke Ihnen den Wagen zurück. So geschah es denn auch; aber ich habe doch wenigstens einmal meine Loge ausgenutzt!"

Bald nach Adolf Hitler erschien auch Herr von Papen, der inzwischen deutscher Vizekanzler geworden war und demnach einen kleinen Rückschritt gemacht hatte, zu einem Tagesbesuch in Breslau. Ich weiß nicht mehr, ob er anlässlich einer bestimmten Gelegenheit hinkam. Jedenfalls entsinne ich mich noch eines offiziellen Dinners, an dem er teilnahm, und welches im Schloß stattfand. Es kann sein, daß die Stadt das Essen gab. Papen war außerordentlich freundlich zu mir, erkundigte sich sehr nach den Geschwistern und erzählte von seinem netten Besuch in Dwarschken im letzten Herbst. Ich benutzte die Gelegenheit, um

ihm mein Herz auszuschütten über die Schwierigkeiten, die ich mit der S.A. hatte und die Enttäuschungen, die ich vielfach mit dem neuen Kurs erleben mußte. Er hörte mich mit großem Verständnis an, war aber im Ganzen optimistisch und meinte, daß diese Revolutionserscheinungen bald verschwinden und einer gesicherten Ordnung Platz machen würden. Ich hatte ja die gleiche Hoffnung, konnte mich aber hinsichtlich der Breslauer Verhältnisse nicht zu solchem Optimismus aufschwingen. Er sagte: "Mein lieber Herr v. Stutterheim, glauben Sie etwa, daß es wo anders besser ist? Dieselben Erscheinungen treten überall auf und oft noch erheblich schlimmer." Bei Tisch hielt er eine große Rede, in der er u.a. sagte, daß er die Kraft des Nationalsozialismus unterschätzt und in dieser Beziehung ungelernet hätte. Dann aber kam eine Wendung, die etwa dahin lautete, daß hoffentlich bald alle Parteibücher in den Ofen fliegen würden. Dieser letzte Ausdruck war jedenfalls bestimmt in der Rede enthalten. Ich entsinne mich seiner noch so genau, weil ich dieses ja auch stets ~~sah~~ erhoffte. Als Papen sich kurz vor seiner Abfahrt nochmals mit mir unterhielt, sagte er: "Nun wollen wir doch noch mal den Heines dazu holen." Er sandte einen Diener zu ihm, der schon in Nütze und Mantel war, und ließ ihn noch um eine kurze Unterredung bitten. Heines, der wohl schon merkte, worum es ging, kam sehr dienst-eifrig und bescheiden an und fragte, welche Wünsche der Herr Vicekanzler hätte. "Herr Heines", sagte Papen, sehr freundlich, "ich hoffe doch, daß Sie den Herrn Polizeipräsidenten in seiner schweren Aufgabe, die Ruhe und Ordnung in Breslau aufrecht zu erhalten, nach Kräften unterstützen und gute Kameradschaft mit ihm und der Schutzpolizei halten werden. Versprechen Sie mir dies Heines, der natürlich genau merkte, daß ich "gepetzt" hatte, sah den Vicekanzler mit treuen, biedereren Augen an und sagte: "Herr Vicekanzler, zwischen dem Polizeipräsidenten und mir besteht volle Einigkeit und gute Kameradschaft, und ich verspreche Ihnen daß ich ihm die weiter halten werde." Damit schüttelte er uns beiden treuerzig die Hand und verabschiedete sich sehr höflich. Wir mußten nach seinem Fortgang beide lachen, und ich sagte: "Aus den geschilderten Vorgängen können Herr Vicekanzler ersehen, was Heines unter "Einigkeit" versteht." Papen lachte schallend und sagte dabei: "Ich bin überzeugt davon, Herr v. Stutterheim, daß Ihre kraftvolle, aber doch sanfte Hand Herrn Heines zügeln wird."

Meines Wissens nahm auch Prinz Wilhelm von Preußen, der älteste Sohn des Kronprinzen, an diesem Diner teil; auf alle Fälle war ich in diesen Tagen auf einem größeren Essen mit ihm zusammen. Er gefiel mir außerordentlich. Wir saßen bei Tisch gegenüber und unterhielten uns sehr gut. Da er bei meinen beiden Schwestern mehrere Tage im Hause gewesen war, ergaben sich gleich Anknüpfungspunkte. Bei Tisch trank er mir einmal zu. Ich sprang natürlich sofort auf, überlegte mir aber nachher, ob dies wohl von allen gebilligt werden würde. Der Prinz war noch sehr jung, und ich war hoher Beamter des neuen Staates. War dieser monarchisch oder republikanisch? Das war das große Rätselraten, das in diesen Tagen durch alle Reihen ging. Ich neigte der ersteren Ansicht zu, während andere wieder skeptisch waren und nicht daran glaubten, daß Hitler die Wiederherstellung der Monarchie und damit einer dauernde Beschränkung seiner Macht zulassen würde. Daß der alte Feldmarschall v. Hindenburg sie sich glühend wünschte, wußte ich genau. Nun war bekanntgegeben worden, daß die feierliche Eröffnung des Reichstages im Beisein Hindenburgs am 21. März in der Garnisonkirche in Potsdam, über der Gruft Friedrichs des Großen vor sich gehen sollte. Wie war das alles schön! Der neue Reichstag im Gotteshause eröffnet! Das Datum- Frühlingsanfang! Der feierliche Akt über der Gruft des größten preußischen Königs! Alle drei Merkmale- Symbole, aber Symbole, die viel zu sagen hatten! Das Gotteshaus zeigte an, daß der neue Staat auf dem Fundament des christlichen Gottesglaubens beruhe, das Datum, daß ein neuer Frühling für das deutsche Volk beginnen solle, der Ort Potsdam und die Gruft Friedrichs des Großen, daß das Volk zurückgefunden hätte zu seiner Größe, zu seiner Tradition und zur Monarchie. Mir stand es fast außer jedem Zweifel, daß an diesem denkwürdigen Tage die Wiederaufrichtung der Monarchie feierlich verkündet werden würde, wobei es lediglich offen blieb, wie es in den Einzelstaaten damit gehandhabt werden sollte. Auch da war ich der Ansicht, daß die jetzt noch vorhandenen Länder, außer den drei Hansestädten, ebenfalls wieder eine monarchische Spitze erhalten würden. Ich war ein oder zwei Tage vor diesem bedeutsamen Termin mit der Großherzogin von Weimar auf einem Diner bei Thaers im Landeshause zusammen. Sie ~~war sehr großartig~~ unterhielt sich sehr viel und ~~sehr~~ lebhaft mit mir. Für gewöhnlich lebte sie auf ihrem großen Besitz Heinrichau in Schlesien, den sie mustergiltig verwaltete. Sie war über die Dinge dieser Welt sehr gut unterrichtet und hatte lebhaftes Interesse für al-

les, was um sie herum vorging. Am Tage nach meiner Ernennung zum Polizeipräsidenten hatte sie zu Kuno gesagt: "Sind Sie nun eigentlich das große Tier, oder ist es Ihr Vetter?" Heute stand nun natürlich das kommende Ereignis in Potsdam im Mittelpunkt ihres Interesses, und sie fragte mich nach meiner Ansicht, was ich davon erwartete. Ich gab meiner Meinung dahin Ausdruck, daß ~~noch~~ ~~die~~ ~~Monarchie~~ ~~verkündet~~ ~~würde~~ und fügte völlig ehrlich hinzu: "Ich würde in Eurer Königlichen Hoheit Stelle mir schon die Courrobe für den Einzug in Weimar zurechtlegen." Die Großherzogin amüsierte sich höchlichst über diesen Auspruch und rief dem Erbprinzen zu: "Hör mal, was der Herr v. Stutterheim hier sagt." Dann erinnerte sie sich in ihrem praktischen Sinn der Gegenwertspflicht, sah nach der Uhr und sagte zum Erbprinzen, der hier Fähnjenunker bei den Breslauer Reitern war: "Aber nun sofort ins Bett! Marsch in die Kaserne! Sonst mußt Du drei Tage brammen." Der Erbprinz, der einen netten frischen Eindruck machte, erhob sich ~~sofort~~ sofort, verabschiedete sich und marschierte gehorsam ab wie ein 10 jähriger Junge, der schlafen geschickt wird. Über diesen guten, mütterlichen Drill mußte ich doch sehr lachen.

Der Tag von Potsdam brachte für alle Monarchisten die tiefe Enttäuschung, daß auf ihm von unendlich Vielen gesprochen war, nur nicht von der Wiedererrichtung der Monarchie. Mir persönlich aber gab eine kurze Zeitungsnotiz geradezu einen Choc. Es war eine ganz kleine, nebensächliche und scheinbar unbedeutende Nachricht, aber mich ließ sie plötzlich unheimlich klar sehen und riß mir den selbstgewebten Schleier von den Augen. Sie lautete: "Vor der Reichstags eröffnung fand ein feierlicher Gottesdienst für beide Konfessionen statt. Der Reichskanzler Adolf Hitler besuchte während dieser Zeit die Gräber seiner gefallenen Kameraden." Mir genügte dies! Im Übrigen war der Tag von Potsdam in durchaus würdigen Formen und ohne Mißklang verlaufen. Die Zeitungen brachten spaltenlange Artikel über diese denkwürdige Reichstags-Eröffnung, und die gehaltenen Reden nahmen den breitesten Raum in sämtlichen Gesprächen ein. Der Name "Potsdam" war in aller Mund.

Wenige Tage später rief mich jemand- ich vermag nicht mehr zu sagen, wer es war- telefonisch an und sagte: "Gratuliere, gratuliere!"- "Wozu?"- "Was, das wissen Sie noch garnicht? Nun, Sie sind doch zum Regierungsvicepräsidenten von Potsdam ernannt."

12. Kapitel.

P O T S D A M .

Wenn ich meine Ernennung zum Regierungsvizepräsidenten in Potsdam auch ebenfalls nicht auf dem sonst üblichen Wege erfuhr, so bestand doch ein himmelweiter Unterschied zwischen diesem Ereignis und jenem schrecklichen Tage, als ich meine Ernennung zum Polizeipräsidenten in Breslau durch Extrablätter auf der Straße erfuhr. Diese Ernennung lag doch mehr im Bereich des Natürlichen, d.h. gewissermaßen in meiner Laufbahn, und hatte nichts oder jedenfalls weniger mit "Partei-Einflüssen" zu tun. Zum Dirigenten der dritten Abteilung war ich ohnehin schon unter der früheren Regierung vorgeschlagen worden; da machte es nicht viel aus, daß ich jetzt statt dessen Dirigent der ersten Abteilung mit der Amtsbezeichnung "Regierungsvizepräsident" wurde. In meine gute, alte Domänenabteilung konnte ich jetzt, nachdem ich nun einmal jah in die Öffentlichkeit gezerrt war, doch nicht mehr wieder untertauchen; da war mir ein Regierungsvizepräsidenten-Posten immer noch am liebsten. Es heimelte mich an ihm insbesondere an, daß ich in dieser Stellung nicht der Behördenchef selber war, also nicht an erster Stelle stand, sondern gewissermaßen mehr im Hintergrunde bleiben konnte. Die Furcht davor, zu sehr hervortreten zu müssen, beruhte bei mir sicherlich nicht auf mangelnder Verantwortungsfreudigkeit und erst recht nicht auf zu großer Bescheidenheit, sondern sie war wohl mehr, wie ich bereits ausgeführt habe, ein angeborenes Erbteil meines guten Vaters. Vielleicht mischte sich aber in sie auch die instinktive Ahnung, daß, je höher eine Stellung und je steiler ein Aufstieg, desto näher auch der Sturz ist. Das Märchen vom "Fischer und seiner Frau", das mein Vater stets mit Vorliebe zitierte, war mir von Kindheit an wie sämtliche Grimmschen Märchen sehr geläufig. Mein ehrlicher Schrecken war daher groß, als es hieß, ich sei nicht Vizepräsident, sondern Regierungspräsident in Potsdam geworden. Erst durch eine fernmündliche Anfrage beim Innenministerium konnte ich zu meiner Beruhigung feststellen, daß die erste Lesart doch die richtige wäre. Ich war also wohlbestallter Regierungsvizepräsident, und daß es gerade in Potsdam war, erfüllte mich mit großer Freude; denn erstens hatte

Potsdam in meinen Ohren von jeher einen ganz besonderen charmevollen Klang, und zweitens wußte ich es, daß eine Berufung dorthin, an die sogenannte Garderegierung, eine ganz besondere Auszeichnung war. Ich war nicht mehr so naiv, wie seiner Zeit als junger Dachs, da mir eines schönen Tages mein Corpsbruder, der Regierungspräsident v. d. Schulenburg in Potsdam, schrieb, ob ich nicht Referendar bei seiner Regierung werden wolle. Ich dankte ihm sehr höflich für seine Güte, erwiderte aber, daß es mein ganzes Streben sei, in Ostpreußen zu bleiben, und daß ich hoffte, bei der Regierung in Königsberg oder in Danzig anzukommen. Harmlos erzählte ich dies einmal später im Kameradenkreise und merkte plötzlich, daß sich alle untereinander und dann mich ansehen, als ob ich wahnsinnig geworden sei. Ich verstand tatsächlich nicht, was ich so Merkwürdiges gesagt hätte, bis endlich einer meiner Bekannten nicht gerade sehr höflich schrie: "Mensch! - Nein, auch Dummheit hat ihre Grenzen! Ja, Mensch, weißt du denn nicht, wie schwer es ohnehin ist, als Referendar bei einer Regierung anzukommen? In Potsdam und Merseburg, bei den Garderegierungen, ist es für den gewöhnlichen Sterblichen aber überhaupt unmöglich. Nun bietet dir der Regierungspräsident in Potsdam selbst eine Stelle an, was noch nie dagewesen ist, und dann lehnt du ab!" Die ganze Tischgesellschaft war sich darin einig, daß ich reif für Kortau (das war die Irrenanstalt bei Allenstein) wäre, und ich war sehr beschämt darüber, daß ich mein Glück so mit Füßen getreten hätte. Also nun war es mir wieder unerwartet in den Schoß gefallen, wenn auch diesmal nicht als Regierungsreferendar, sondern als Vizepräsident, und ich hatte durchaus nicht die Absicht, es abermals zurückzuweisen. Der Gauleiter gratulierte mir fernmündlich und sagte dabei: "Ich kann Ihnen verraten, daß Ihre Versetzung nach Potsdam die Anerkennung für Ihre vorzügliche Amtsführung bedeutet." Das erfreute mich aufrichtig, verwunderte mich aber garnicht, da, wie ich je bereits geschildert habe, es scheinend infolge eines Wundertranks, den ich unbewußt genommen haben mußte, mir hier alles glückte, und ich auf dem besten Wege war, mich zur beliebtesten Persönlichkeit Breslaus - in erhöhtem Maße bei meiner Schutzpolizei und in geringerem bei der S.A. - zu entwickeln. Wenn ich noch schnell einen kleinen Raubmord verübt hätte, hätte das meine Popularität sicher nur noch erhöht! Dies Glück blieb mir auch bis zum Schluß treu, und jetzt bei meinem Abschied herrschte eine Trauer

als ob ich hier auf eine 30 jährige segensreiche Tätigkeit zurückblickte.

Da meine Versetzung zum 1. April ausgesprochen war, blieben mir noch ein paar Tage Zeit, um mich überall gebührend verabschieden zu können. Die anstrengende und etwas nervenzerrüttende Arbeit auf dem Polizeipräsidium blieb allerdings die gleiche und fesselte einen eisern an seine Mauern. Ich kann mich lediglich auf eine Fahrt in die Provinz während dieser Zeit besinnen, und zwar zu einer Besichtigung der mir unterstehenden Polizeischule in Frankenstein. Ich fuhr mit dem Kommandeur der Schutzpolizei, dem netten Oberst Höcker, an einem schönen Frühlingstag im Auto heraus und war sehr vergnügt, einmal für einige Stunden dem Hexenkessel in Breslau und den neckischen Einfällen der S.A., die einen jeden Tag neu überraschten, entronnen zu sein. Mein soldatisches Herz hatte eine reine Freude an der tadellosen, strammen Haltung der jungen Wachtmeister, ihrer militärischen Ordnung und Disziplin und dem frischen und tüchtigen Geist, der auf der ganzen Schule herrschte. Es muß am 9. oder 22. März, dem Todes- oder Geburtstag des alten Kaisers Wilhelm I gewesen sein, denn auf einer Stube fragte ich einen Mann, der gerade in einem Kalender studiert hatte, ob er auch wisse, was für ein Gedenktag heute sei. Er wußte es natürlich nicht, was den Oberst zu einer kleinen Strafrede veranlaßte, daß der Junge so wenig Ahnung von Vaterländischen Gedenktagen hatte, und daher belehrte er ihn etwas über die Persönlichkeit des alten Kaisers, der mit Bismarck zusammen das deutsche Volk wieder neu geeint hätte. Noch vor einem Jahr wäre eine derartige Mahnung auf einer preußischen Polizeischule undenkbar gewesen; in diesen Tagen waren "vaterländisch", "monarchisch" und "nationalsozialistisch" identische Begriffe. Nach der Besichtigung aß ich mit den Offizieren in deren Kasino zusammen Mittag. Mein guter Ruf aus Breslau, insonderheit als "Begünstiger und Förderer der Schutzpolizei" war mir wohl vorausgesieilt, denn ich würde von ihnen sehr herzlich und freudig begrüßt. Nachher fuhren wir noch nach Silberberg im "ulengebirge und stiegen auf ~~die~~ die alte Donjon-Festung herauf, wo auch Postierungen der Schutzpolizei lagen, und von wo man einen so unvergleichlichen Rundblick hat. Es war noch nicht lange her, daß ich von meinem kleinen Neffen Götz Glasow, dem Sohn meiner Cousine Lorchen Groeben, eine Karte bekommen hatte: "Lieber Onkel Jo! Bitte schreibe es mir gleich:

Warum heißt das Eulengebirge eigentlich Eulengebirge? Sind da so viel "Eulen"? Schicke mir doch eine Ansicht davon mit. Dein treuer Neffe Götz von Glasow." Ich wußte bis heute nicht, warum das Eulengebirge Eulengebirge heißt, aber ich entsann mich noch eines Tages, da ich als junger Unteroffizier mit einigen Kameraden von Lüben aus einem Ausflug auf den Donjon gemacht hatte und überwältigt war von dem herrlichen Blick und der Schönheit des Eulengebirges. Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, den ich von Ostpreußen her kannte, war zufällig auch gerade oben und begrüßte mich sehr freundlich, was für einen königlich preussischen Unteroffizier eine große Sache war und mich in den Augen der Kameraden sehr hob.- Abgesehen von dieser Fahrt bin ich in jenem letzten Monat von Breslau aus nicht mehr aufs Land gekommen. In Blumenthal war am 17. März wieder einmal ein gesunder Junge einpassiert, der in der hl. Taufe den Namen Immo erhielt und zu dessen Paten ich gebeten wurde. Wegen meiner Versetzung nach Potsdam konnte ich jedoch an der Taufe nicht teilnehmen, und so bin ich nie mehr wieder nach dem mir richtig lieb gewordenen Blumenthal hingekommen.

Große Spannung herrschte natürlich allenthalben, wer mein Nachfolger als Polizeipräsident von Breslau werden sollte. Auch mich interessierte diese Frage sehr. Vor allem wußte ich keinen, der stark genug wäre, sein würde, Heines und seine S.A. im Zaume zu halten. Jedenfalls beneidete ich meinen Nachfolger nicht um diese Aufgabe. Eines Tages war ein Parteifunktionär namens Schmelt, den ich flüchtig kannte, bei mir auf dem Präsidium. M.W. war er mittlerer Beamter oder Angestellter bei irgend einer Behörde gewesen.; welches Amt er bei der Geuleitung bekleidete, weiß ich nicht mehr. Er saß mit mir und meinem "ständigen Vertreter", Oberregierungsrat Patschowski, zusammen in meinem Dienstzimmer und erörterte dabei auch die Frage der Neubesetzung des Polizeipräsidentenstelle. Ich beteiligte mich kaum an der Unterhaltung, da ich der Ansicht war, daß die Neubesetzung der Stelle Sache des Innenministeriums und nicht eines kleinen Parteifunktionärs sei. Aufmerksam wurde ich erst, als er im Laufe der Unterhaltung hinwarf, daß er selbst ja auch dafür in Vorschlag gebracht worden wäre. Ich glaubte, ich hätte mich verhört; als ich dann aber merkte, daß es ihm völlig ernst mit dieser Äußerung gewesen war, mußte ich mir richtig Mühe geben um nicht laut aufzulachen. Welcher Größenwahn erfaßt doch oft die Menschen! Das dies aber möglich war bei einem Funktionär

der nationalsozialistischen Partei, deren Kampf in erster Linie der Säuberung und Wiederherstellung des Berufsbeamtentums galt, überschritt eigentlich schon die Grenzen der Komik. "as wir also anderthalb Jahrzehnte lang an den "Systemparteien " verdammt hatten, daß sie nämlich Gewerkschaftssekretäre und Parteibonzen in die höchsten Staatsstellungen schoben, das sollte nun nach Ansicht von Herrn Schmelt ausgerechnet im Nationalsozialismus mit umgekehrtem Vorzeichen fröhliche Auferstehung feiern! Ein leichter Hochmut des höheren Berufsbeamten kam bei meiner inneren Heiterkeit vielleicht auch noch hinzu.- Als Schmelt uns verlassen hatte, sagte ich zu Patschowski lachend: "Auf was für absurde Gedanken kommen die Menschen doch oft!" Patscho blieb merkwürdigerweise ernst und sagte nur: "Es werden noch viel sonderbarere Kandidaten genannt."- Herr Heines und seine S.A. sorgten jedoch dafür, daß ich nicht viel Zeit hatte, mir über das Problem, wer hier mein Nachfolger werden sollte, das mich ja auch eigentlich nichts anging, den Kopf zu zerbrechen. Ich beruhigte mich auch bei dem Gedanken, der Innenminister würde schon einen würdigen und tatkräftigen Ministerialrat oder Oberregierungsrat wissen, welcher instande wäre, selbst mit den Breslauer Zuständen fertig zu werden. Eines Tages trat Patschowski lachend zu mir ins Zimmer und sagte: "Wissen Herr Präsident schon den Namen des neuen Polizeipräsidenten? - Heines!"- Ich blickte kaum auf und sagte nur: "Ach, Patscho, mir ist heute garnicht nach Witzen zu Mute. Aber wissen Sie tatsächlich schon etwas Neues?"- "Nein, wahrhaftig," sagte Patschowski, "ich scherze durchaus nicht, Heines hat eben wirklich seine Ernennung zum Polizeipräsidenten bekommen. Da kann man nur sagen :Armes Breslau!" Ich konnte nur stammeln: "Lieber Patscho, verzeihen Sie, sind Sie wahnsinnig oder ist es der Innenminister?"- "Ich habe es ja prophezeit", sagte mein ständiger Vertreter" nur ruhig. Das stimmte in der Tat, aber ich hatte es selbstverständlich für einen dummen Witz gehalten. Ich habe in meinem Leben oft in Ärger oder Scherz gesagt: "Die ganze Welt ist ein Tollhaus." In diesem Augenblick war ich wirklich fest davon durchdrungen, und mit lautem Kreischen stürzte eine Welt von Illusionen in mir zusammen. Den Todfeind von Recht, Gesetz und Ordnung, dazu einen Mann ohne jegliche fachliche Vorbildung machten die oberen Stellen in Berlin, die genau über sein hiesiges Tun und Lassen unterrichtet waren, zum Polizeipräsidenten einer Stadt von siebenmehlhunderttausend Ein-

wohnern! Ich war tatsächlich im wahrsten Sinne des Wortes fassungslos. Hinzu kamen nun noch die mehr oder minder versteckten Vorwürfe, ^(die jetzt von allen Seiten auf mich eingehagelten.) daß ich ja den Posten nicht angenommen hätte, also indirekt an dem ganzen Unheil schuld sei. Andererseits stieg aber allgemein die ohnehin ehrliche Trauer über meinen Fortgang nun ins Ungemessene. Noch mehr als der Gedanke an das "arme Breslau" bedrückte mich die nunmehrige Gewißheit, daß der Kurs, den Heines eingeschlagen hatte, von den oberen Parteistellen nicht nur geduldet, sondern auch gewünscht würde, und daß ferner auch das neue, mit Jubel begrüßte Regiment genau so wie die "Systemparteien" die hohen Posten nicht nach fachlichem Können, Bildungsgrad und Charakter, sondern nach dem Parteibuch besetzten. Alle Ernennungen, von den Staatssekretären angefangen bis zu den Landräten und Bürgermeistern herunter, die in diesen Tagen massenweise bekannt wurden, sprachen für diese Annahme. In vielen Provinzen waren die Oberpräsidenten abgesetzt und durch die Gauleiter ersetzt worden. Auch mein Corpsbruder, Graf Degenfeld-Schonburg, hatte seinen Abschied erhalten und der Gauleiter Brückner war Oberpräsident von Schlesien geworden. So sehr ich den Abgang von Degenfeld bedauerte, so dachte ich doch über die Ernennung von Brückner milder. Nach den mit ihm persönlich gemachten Erfahrungen hielt ich ihn für einen maßvollen, christlich gesonnenen und gerechtigkeitliebenden Mann; zudem war er wenigstens Akademiker und in den menschlichen und gesellschaftlichen Formen einwandfrei. Mein Corpsbruder Schickfus, der sehr internationalsozialistisch eingestellt war, sagte anlässlich dieses allgemeinen Beamtenschubes etwas spitz zu mir: "Ich dachte, Ihr hättet jahrelang einen Kampf gegen Bonzentum und Partei-Beamtentum geführt?" Ich sagte ein wenig verärgert: "Was heißt Ihr?" Identifiziere mich bitte nicht mit den nationalsozialistischen Parteigrößen." Mark Wolfram lachte und sagte: "Ah, schon umgelernt? Ich fürchte, mein Guter, du wirst noch manche Enttäuschung mit den Nazis erleben." Es erfreut keines Menschen Herz, sich als düpiert vorzukommen; und so ging es mir, zumal vor Schickfus, mit dem mich aufrichtige Freundschaft verband, der aber immer etwas leicht Sarkastisches und Malitiöses in seiner Ausdrucksweise hatte. Ich mußte dabei öfters an die Mutter meines verstorbenen Freundes Lothar, die alte Baronin Richthofen, die ich trotzdem sehr schätzte, denken; und merkwürdiger Weise war sie auch eine Schickfus!

Der Abschied von meinen 1000 schlesischen Freunden und

Bekanntem, den Verwandten und dem ganzen Schlesierland, einschließlich des geliebten Breslau, fiel mir doch recht schwer, und ich ^{sch}es jetzt beim Scheiden erst so recht, was ich doch für ein Staatskerl gewesen war. Sehr befeiert wurde ich insbesondere auf einem Abschiedsabend, den die Domänenabteilung der Regierung gemeinsam mit dem Kameradenverein der Bräuw- Dragoner für mich veranstaltete und wo bei den Abschiedsreden natürlich mein Lob in allen Tönen gesungen wurde. Daß mein bisheriger Abteilungsdirigent, zu dem ich doch voller Ehrfurcht aufgeschaut hatte, mich jetzt plötzlich mit "Herr Regierungsvizepräsident" und in der dritten Person anredete, sollte mir allerdings nur schwer eingehen. Ich weiß nicht, ob es der Alkohol war oder der Abschiedsschmerz oder auch beides, jedenfalls liefen mir zu meiner Beschämung bei meiner Dankesrede die Tränen über die Wangen. Sicher war es eine Strafe des Himmels; denn wie oft hatte ich über derartig gerührte Abschiedsreden meine Witze gerissen und sie zum Gaudium meiner Zuhörer nachgesahmt! Da ja aber die Wirkung des Breslauer Zaubertrunks im März 1933 (siehe oben!) noch anhielt, erregte natürlich auch diese Rührung das helle Entzücken der Dragoner-Kameraden und der Regierungssekretäre und wurde als ein Zeichen ganz besonderer Treue und Anhänglichkeit ausgelegt. Den Dragonern sollte ich versprechen, zu den Kameradschaftsabenden stets von Potsdam herüberzukommen, was ich auch gewissen- und bedenkenlos tat.

Zirpels gaben mir ein kleines Abschiedssouper, zu welchem ich, da wieder einmal Aufruhr in Breslau herrschte, völlig schuldlos statt um 8 erst abends um 10 erschien, und von dem ich des Nachts etwa 36 mal zum Fernsprecher gerufen wurde. Es war wirklich so, als wenn ich mir dies alles bestellt hätte, um meine Vielgeschäftigkeit und Unentbehrlichkeit den früheren Kollegen vor Augen zu führen.

Sehr erfreuen tat mich in diesen Tagen ein zwar offizielles, aber in besonders herzlichen Worten gehaltenes Dankschreiben von Papen an mich für seinen Empfang in Breslau, für meine damit gehabte Mühe und die musterhafte polizeiliche Ordnung, die er überall angetroffen hätte. Er bat mich, diesen Dank auch der gesamten Breslauer Polizei übermitteln zu wollen, was ich mit großer Freude tat. Der Herr Reichskanzler Hitler mit dessen Besuch ich viel mehr Mühe und Aufregung gehabt, hatte mir keinen Dankesbrief geschrieben!

Aus Berlin erhielt ich in den letzten Tagen meiner

Diensttätigkeit noch einen anderen Besuch, der zu einer gewissen Bedeutung kommen sollte. Als Abgesandter des Innenministeriums erschien ein junger, eleganter und gewandter Leutnant oder Oberleutnant der Schutzpolizei bei mir und berichtete, in Kürze käme ein "höherer Polizeiführer" mit seinem ganzen Stabe nach Breslau und zwar für dauernd; es sei dies ein Oberst oder General namens Niehus, der hier im Polizeipräsidium untergebracht zu werden wünsche. Der junge Offizier der Schutzpolizei trat sehr sicher und selbstbewußt auf, deutete an, daß er von Goering persönlich hergesandt sei und stellte sehr unbekümmert enorme Platzforderungen für den Stab. Er hieß Jacoby, wurde aber im Kameradenkreise, wie ich später erfuhr, mit *nomme de guerre* in englischer Aussprache "Dschekobeif" genannt. Auf meine Frage, was der "Höhere Polizeiführer" denn hier neben einem Kommandeur der Schutzpolizei, den wir ja schon hätten, noch tun sollte, deutete Dschekobei an, daß die Landespolizei wohl erheblich vermehrt und weiter militärisch ausgebaut würde, und daß hierfür ein höherer Stab erforderlich wäre. Er gab mir dabei durch die Blume zu verstehen, daß dieser höhere Polizeiführer neben dem Polizeipräsidenten zu wirken hätte, diesem also nicht unterstünde. Ich sagte ihm, daß mir das sehr merkwürdig vorkomme; aber darüber könne sich ja der neue Polizeipräsident den Kopf zerbrechen. Dschekobei bat dann darum, sich die Räume im Polizeipräsidium, die für den neuen Stab benötigt würden, ansehen zu dürfen, was ich ihm natürlich gestattete. Er kam bald zurück und bezeichnete die Dienstzimmer, die er für den höheren Polizeiführer zu reservieren bat. Es waren etwa 20 der größten und besten Räume des Polizeipräsidioms. Ich sagte ihm lediglich, ich bewunderte seine Bescheidenheit, daß er das Dienstzimmer des Polizeipräsidenten nicht auch beschlagnahmt und überhaupt noch einige Räume für die Beamten des Präsidioms übrig gelassen hätte. Im Übrigen solle er zunächst nur ruhig nach Berlin zurückfahren, und inzwischen würden wir uns hier überlegen, welche Räume ich bzw. mein Nachfolger dem höheren Polizeiführer, wenn er herkäme, gütigst zur Verfügung stellen wollten. Meines Wissens habe ich diesen selbst auch noch in Breslau kennen gelernt, und er antwortete sich als ein sehr netter, bescheidener Mann, der durchaus keine hohen Platzanforderungen stellte, und mit dem wir über die Raumfrage sehr bald einig wurden. Ich hatte aus dem Besuch aber einmal entnommen, daß die Landespolizei - was ja auch mein Bestreben war, - noch mehr soldatisch aufgezogen und

ausgebaut werden sollte, und zum anderen une fois de plus die Bestätigung dafür bekommen, daß der "Diener stets großartiger ist als der Herr." Dabei fällt mir eine nicht hierher gehörende, aber in den Rahmen dieser Sentenz so vortrefflich passende Geschichte ein: Die liebe Irma aus Abbarten war bei sehr schlechtem Wetter zu Fuß nach Sophienthal gekommen. Meine Schwester Etta begleitete sie bis "zur Allee" zurück und sagte dabei: "Eigentlich wärest Du heute ja besser im Wagen gekommen," Irmachen setzte auseinander, die Verhältnisse wären heute nicht mehr so. Man müsse bescheiden werden, und zudem seien heute alle Kutschpferde unterwegs. Etta sagte lechend: "Nun, für eine Fahrt nach Sophienthal würde ja Abbarten wohl auch heute noch einen Wagen für die Herrin aufbringen können." - Irma sagte eifrig: "Was denkst Du denn? Die Wirtschaft geht vor; und da müssen wir selbst mit gutem Beispiel vorangehen!" In diesem Augenblick rollte eine Abbarter Equipage mit Kutscher in großer Livrée in der Allee an ihnen vorüber, und, lässig in den Fond zurückgelehnt, in pompiger Kleiderpracht und gnädig grüßend, saß darin Frau Schmauks, die Gattin des Abbarter Oberinspektors, die sich auf einer Spazierfahrt befand, und für die Abbarten doch noch eine Equipage und Kutschpferde aufgebracht hatte! -

Die Offiziere der Schutzpolizei hatten darum gebeten, zum Abschied noch einen Abend mit mir zusammen verbringen zu dürfen, und zu dem Zweck hatten wir uns in dem eleganten Restaurant des Monopolhotels, wo ein großer Tisch für uns reserviert war, zwanglos zusammengefunden. Es war ein sehr gemütlicher, netter Abend, über dem allerdings eine leise Abschiedsstimmung lag. Über den neuen Polizeipräsidenten wurde seitens der Offiziere, insonderheit des Kommandeurs, mit einer verblüffenden Offenheit gesprochen, so offen, daß selbst ich von Zeit zu Zeit mehren mußte: "Bitte, meine Herren, vergessen Sie nicht, daß Heines in den nächsten Tagen Ihr höchster Vorgesetzter Hier ist." Grotesk genug kam mir das allerdings vor! Ich will nicht gerade sagen, daß besondere Niederträchtigkeiten von ihm erzählt wurden; Vielmehr sprachen alle von ihm und seinen Taten mit einem gutmütigen Lachen wie etwa von einem Landsknechtführer des 30 jährigen Krieges oder einem edlen Räuberhauptmann à la Rinaldo Rinaldini. Ich hatte Heines nach seiner Ernennung zu meinem Nachfolger noch nicht gesehen; aber, wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit: Und so hörte man denn in dem vornehmstillen Restaurant, das zum Teil

von Bekannten- dicht besetzt war, plötzlich draußen in der Vorhalle einen gewaltigen Lärm, und gleich darauf stürzte Heines mit seinen Trabanten unter großem Hallo in den Saal, steuerte auf unsern Tisch zu, begrüßte uns mit großer Herzlichkeit, schlug mir kräftig auf die Schulter und schrie mit dröhnender Stimme, die man bis zur Schweidnitzer Straße hätte hören müssen: "Siehst du, das kommt davon! Warum hast du den Polizeipräsidentenposten nicht angenommen? Zur Srfae wird jetzt so ein Mistvieh wie der Heines Polizeipräsident! O armes Breslau!" Er war, wenn nicht tot, so doch mindestens halbbetrunken und nahm mit seiner ganzen Kohorte, einigen jüngeren, ganz passabel aussehenden S.A.- Führern, mit großem Krach und Lärm an unserm Tische Platz. Im Nu hatte sich das vornehme Lokal, in dem man bisher nur das leise Sprechen der Gäste, die durch dicke Teppiche gedämpften Schritte der servierenden Kellner und leichtes Klirren von Glas und Tefelgeschirr gehört hatte, in eine Militärkantine verwandelt, in der "brouhaha" herrschte. Nur dieses französische Wort gibt den rechten Ausdruck dafür wieder. Seine Begleiter und auch wir selbst versuchten freundschaftlich, Heines zu beruhigen und seine Stimme etwas zu dämpfen; aber es war vergeblich. So intensiv unsere Anstrengungen waren, desto lauter schrie er, indem er mir dabei fröhlich auf die Schulter klopfte, so daß ich braune Flecke bekam. Das ganze Lokal nahm regen Anteil an der netten Plauderei, die allerdings ziemlich einseitig war. "Der arme Polizeipräsident v. Stutterheim hat's so schwer mit mir gehabt", verkündete er dem interessierten Publikum, "ja, der Heines ist ein Mistvieh, aber so schlimm ist er doch nicht; im Grunde ist er ein guter, anständiger Kerl! Warum ist der Stutterheim aber nicht auf seinem Posten geblieben? Ich hab mich doch nicht nach der Stellung gedrängt." Dann schlug er mir wieder mit voller Kraft auf die Schulter und schrie: "Deine armen Juden, die du so liebst, tun mir ja blos leid; aber sonst bin ich gar nicht so bössartig, wie du immer denkst, ich bin eine ehrliche Haut! Aber die Juden werden doch verdroschen! O, arme Juden, o, armes Breslau!" und damit hieb er mit geballter Faust auf den Tisch, daß die Gläser hochsprangen. Ich genierte mich- offen gestanden- entsetzlich, und sah mich angstvoll nach den andern Tischen um, an denen ich so viele bekannte Gesichter der Breslauer Gesellschaft erblickte; an einem Tisch saß m.W. die Großherzogin von Weimar. Was mußten sie alle denken von dieser Scene! Daß Heines in der Betrunkenheit jeden

duzte, konnten auch nicht alle wissen, sondern mußten vielmehr annehmen, wir wären innig mit einander befreundet; und daß ich ausgerechnet in diesen Tagen coram publico als "Judenfreund" hingestellt wurde, war mir auch nicht gerade sehr angenehm. Es heißt ja "in vino veritas", und so enthielten auch die heutigen Tireden manches Körnchen Wahrheit. Dazu gehörte unbedingt, daß Heines sich nicht nach seinem Posten gedrängt hätte. Stellenjägeri und Intiguen lagen ihm völlig fern. Selbst, daß er im Grunde ein guter Kerl sei, war zum Teil richtig, aber, wie gesagt, nach dem Muster eines edlen Raubritters oder Räuberhauptmanns aus den Unterhaltungsbüchern der Romantik, der heute kaltlächelnd einem Reisenden die Kehle durchschneidet, aber morgen eine uneigennützig und charaktervolle gute Tat vollbringt. Ich stand nur bisher auf dem Standpunkt, daß man allenfalls mit so einer Persönlichkeit aus einem Räuberroman in gewissem Sinne sympathisieren könne, sie aber nicht gerade zum Hüter von Recht und Ordnung in einer modernen Großstadt bestellen solle. Auch was Heines mir dann noch an diesem Abend persönlich sagte, war zweifellos ehrlich gemeint und enthielt manche Wahrheit. Er bemerkte nämlich plötzlich, daß ich der einzige "Civilist" in der großen Tafelrunde sei und sagte daher freundschaftlich, aber mit leicht lallender Stimme: "Ich muß dir einen guten Rat geben. In der heutigen Zeit kannst du in deinen Stellungen nur Autorität haben, wenn du in Uniform bist. Weißt du was, ich ernenne dich einfach zum S.A.-Brigadeführer.- Mein, das ist viel zu gering, zum Standartenführer! Wenn ich das dem Stabschef der S.A. heute vorschlage, dann bist du es morgen. Also! Abgemacht!" Ich lachte sehr und dankte ihm für seine freundliche Absicht, sagte aber, ich hoffte auch ohne Uniform mir Autorität verschaffen zu können und im übrigen hätte ich stets den Standpunkt vertreten, nie etwas vortäuschen zu wollen, was man nicht wäre. Heines bedauerte meine Ablehnung sehr und beteuerte, es würde mir noch leid tun. Wie oft habe ich seitdem an dieses abgelehnte Angebot denken müssen, vielfach in der Tat mit Bedauern, dann später in dem Bewußtsein, daß mich mein Schutzengel vor der Annahme bewahrt hat!- Heines randalierte noch eine gute Weile weiter herum, bis es seinem Adjutanten gelang, ihn zum Aufbruch zu bewegen; und mit dem gleichen Lärm, wie sie gekommen war, verließ die Gesellschaft das Lokal, indem Heines noch ein paar Mal hineinschrie: "Armes Breslau", woraus ich schloß, daß der gleiche Gusruf von Patschowski

weitw/ kolportiert und ihm zu Ohren gekommen sein mußte. Nach dem Abzug von Heines herrschte zunächst an unserm Tisch ein lächelndes, aber verlegenes Schweigen, das Oberst Höcker endlich mit nur 5 Worten unterbrach: "Das ist unser neuer Polizeipräsident!", welche Äußerung mir eine stürmische Ovation des ganzen Offiziercorps eintrug, an der ich mich jedoch nur mit halbem Herzen freuen konnte. Es war nicht der Gedanke an Breslau allein, der mich bedrückte; viel mehr noch die Tatsache, daß in diesen Tagen fast in allen Großstädten höhere S.A.- und S.S.-Führer zu Polizeipräsidenten ernannt worden waren. In Potsdam, was mich am meisten interessierte, war es der S.A. Gruppenführer von Berlin, Graf Helldorff, geworden, der in dem Rufe stand, besonders "scharf und wild" zu sein. Ich war also auf alles gefaßt!

Eine große Sorge war für mich die Wohnungsfrage in Potsdam. Ich konnte nicht ewig als "möblierter Herr" in einer Garçon-Wohnung dahinvegetieren, und als Regierungsvicepräsident in Potsdam schon garnicht. Ich kam daher auf die erleuchtete Idee, das gute Fräulein Beyer zu fragen, ob sie nicht samt ihren ganzen Sachen mit mir in das schöne Potsdam ziehen wolle, nun aber nicht als meine Zimmervermieterin, sondern als meine Haushälterin, die sie ja de facto schon seit 1 1/2 Jahren bei mir war. "Berthel" erklärte sich zu meiner Freude sofort dazu bereit, obgleich sie enragierte Schlesierin war, seit 50 Jahren in Breslau gewohnt hatte und alle ihre Verwandten und Bekannten hier zurücklassen mußte. Zu letzteren gehörte u.a. ihr Gegenstück bei meinen Verwandten Kuno Stutterheim, die würdige Frau Langer, m.W. ein Erbtück aus Oberau, das Staphie bei ihrer Verheiratung von Gräfin Stolberg mitbekommen hatte und hinsichtlich guter Küche mit Berthel wetteiferte. Die Wohnungsfrage in Potsdam war also zum größten Teil gelöst. Es wurde beschlossen, daß ich zunächst im Hotel oder in einer Pension hause, daß Berthel dann zur Wohnungssuche hinkommen, und daß dann alsbald der Umzug bewerkstelligt werden sollte.

So sehr ich mich auf Potsdam freute, so schwer wurde mir wie gesagt, der Abschied von Breslau und dem Schlesierland. Ich merkte erst jetzt so recht, daß ich tatsächlich "Schlesier à la suite" war, wozu mich Oskar Löbbecke damals, auf dem "Zwölfer" feierlich ernannt hatte. Auch für mich war allmählich, wie für jeden echten Schlesinger "GroßBressel" der Mittelpunkt der Welt

geworden. Ich mußte eine solche Fülle von Freunden, Verwandten, Corpsbrüdern, Regimentskameraden und Bekannten zurücklassen, wie ich sie sonst nirgends hatte, kaum in Ostpreußen. Daß auch meine alte Garnisonstadt Lüben mit ihrer Umgebung dazu gehörte, kam als wichtiges Moment noch hinzu. In Breslau selbst war ich von meinen vielen Regimentskameraden in der letzten Zeit insbesondere mit Gerhard Klitzing sehr viel zusammengewesen, der noch immer mit seinem frischen Wesen und Aussehen der junge Leutnant bei den Bredow- Dragonern geblieben war. Natürlich war auch er sehr begeistert vom Nationalsozialismus gewesen, und dieses hatte uns noch näher zusammengeführt. Sein Vater war der ehemalige Präsident der Schlesienschen Landwirtschaftskammer; sein sehr viel älterer Halbbruder (auch Bredow-Dragoner) war, wie ich, jetzt auch Regierungsvicepräsident geworden, und zwar in Oppeln. Da seine Mutter eine geborene Gräfin Yorck war er ein Urenkel des berühmten Generals, der die Konvention von Taurögen abgeschlossen hatte. Gleichfalls ein Nachfahre des großen, "allergetreuesten Oppositionsgenerals" war sein Vetter, Graf Yorck-Schleibitz, mit dem ich auch gut bekannt war. Es war ein hübscher, blonder Mensch, mit dem ich mich stets gut und interessant unterhielt, der aber den Geist der Opposition in hohem Maße von seinem Urahn geerbt hatte. Verfocht ich nationalsozialistische Theorien, so erwies er sich sicherlich als strenger Kritiker derselben; gab ich meiner Enttäuschung über die nationalsozialistische Partei Ausdruck, so fand ich bestimmt in ihm einen eifrigen Verteidiger von ihr, so daß es mir nie recht gelungen ist, - ebenso wie bei dem guten Konrad Finckenstein - seine wahre Überzeugung festzustellen. Merkwürdig war, daß auch äußerlich zwischen diesen beiden eine gewisse Ähnlichkeit bestand; und ebenso waren sie darin einander gleich, daß sie durch und durch glühende Idealisten waren. Die junge Gräfin Yorck war eine Baltin, geb. v. Sivers, Cousine meines Schulfreundes Werner Sivers-Roemerhof, und ihr nettes, frisches Wesen sowie ihr unverfälschter livländischer Dialekt, der für mich heimatlichen Klang hatte, und den man hier in Schlesien so selten hörte, entzückten mich immer wieder von Neuem.

Ein großer Trost war es mir bei meiner Abreise, daß ich mich wenigstens nun nicht von meinem guten, alten Fräulein Beyer zu verabschieden brauchte, in der Gewissheit, sie bald in

Potsdam wiederzusehen. Sie war auch bereits im Begriff, ihre
 Brücken nach Breslau abubrechen, und ich staunte darüber, mit
 wie verhältnismäßig geringer Sentimentalität dies vor sich
 ging, trotzdem sie ein halbes Jahrhundert hier zugebracht hatte.
 Sie war noch nie in ihrem Leben über die Grenzen Schlesiens hin-
 ausgekommen; zu große Sentimentalität konnte man Berthel also
 nicht nachsagen, zum mindesten äußerte sie sie nicht. Mir schlug
 nun endgültig die Abschiedsstunde, und am 1. April- es war an
 einem Sonnabend- traf ich in dem schönen Potsdam, meinem neuen
 Dienstsitz, ein, stieg im ~~Hotel~~- Palasthotel, "dem" Hotel
 der alten Residenzstadt, ab und begab mich zur Regierung, einem
 mächtigen, neueren Gebäude in der Spandauerstraße, das heute ge-
 flaggt hatte. Ich freute mich über den Patriotismus der Potsda-
 mer, den heutigen Geburtstag von Bismarck nicht vergessen zu ha-
 ben, und äußerte mich entsprechend dem Pförtner gegenüber. "Wie-
 so Bismarcks Geburtstag?" fragte er erstaunt, "Det is doch wejen
 Ihres Dienstantritts geflaggt, Herr Regierungsvizepräsident. Die
 Beamtenschaft hat et verlangt." Diese Vorschußlorbeeren waren
 mir mehr als peinlich. Drohend stieg die Frau Ilsebill aus dem
 "Fischer und sine Frau" vor meinem geistigen Auge auf, und ich
 sagte leise vor mich hin: "Wenn das man hier nicht schief geht."
 Mein neuer Chef, bei dem ich mich meldete, war mein alter Regie-
 rungspräsident aus Breslau, Jaenicke, der vor einigen Jahren
 hierher versetzt worden war, dessen Tage aber, wie man sich erzäh-
 te, schon gezählt waren, da er abgesehen von seiner demokrati-
 schen Parteizugehörigkeit eine jüdische Mutter oder Großmutter
 besaß, und neuerdings sonderte man nicht nur fein säuberlich
 die Juden von den Christen, - oder vielmehr, wie man zu sagen
 pflegte, die Nicht-Arier von den Ariern-, sondern man begann
 auch auf antlicher Seite danach zu forschen, wer etwa eine jü-
 dische Mutter oder Großmutter hatte, danach also nicht "rein-
 germanischen Blutes" wäre. Die Religion spielte dabei eine völlig
 untergeordnete Rolle. Jaenicke empfing mich sehr liebenswürdig
 und bestätigte mir, daß auf Verlangen des Beamtenausschusses
 die Regierung meiner Ankunft zu Ehren geflaggt hätte. Ich bekam
 es bald spitz, daß diese völlig ungewöhnliche und auch unzuläs-
 sige Maßnahme weniger um meiner schönen Augen willen, als viel-
 mehr aus einer gewissen Opposition gegen den demokratischen Re-
 gierungspräsidenten heraus ~~gefloggt~~- erfolgt war, also gewisser-
 maßen unter dem Schlachtgeschrei: "Nie nationaler, erwünschter

Regierungsvicepräsident- dort demokratischer, internationaler und unerwünschter Regierungspräsident!" Diese Gesichtspunkte behagten mir noch sehr viel weniger. Eine andere wenig schöne Entdeckung machte ich am gleichen Tage. Beim Einkauf von Cigarren bemerkte ich, daß an den Tabakläden überall S.A.-Posten standen. Auf meine Frage, was das bedeutete, wurde mir der Bescheid, es seien jüdische Geschäfte, und sie paßten auf, daß in diesen Geschäften nicht gekauft würde. Also auch hier die gleichen Methoden wie in Breslau! Im Berlin war dasselbe Bild. Mit einigen Käufern, die doch die Läden betraten, entstanden lebhaftige Wortgefechte. Direkte Gewalttätigkeiten erlebte ich nicht.

In der Vorhalle meines Potsdamer Hotels bemerkte ich zwei große, gut und vornehm aussehende hohe S.A.-Führer, von denen der eine auf mich zukam und mich höflich fragte: "Nicht wahr, Sie sind Herr v. Stutterheim, der neue Regierungsvicepräsident? Mein Name ist Graf Helldorff. Ich bin seit einigen Tagen hier Polizeipräsident." Aha! Also der berühmte Helldorff, vor dem ich schon hinsichtlich unserer späteren Zusammenarbeit eine gewisse Furcht bekommen hatte. Er stellte mir darauf seinen etwa 1,90 m großen Kameraden vor, es war Graf Wedel, ehemaliger Leutnant bei den Gardes-du-corps, jetzt Landrat von Potsdam. Wir hatten manche Beziehungen zu einander, unterhielten uns eine Weile freundschaftlich, und ich gewann dabei den Eindruck, daß sie eigentlich beide keine rabiaten Fan^gtiker, sondern gesittete Garde-Kavalleristen alter Schule und ganz zugänglich wären. Jedenfalls fiel mir ein kleiner Stein vom Herzen, und wir schieden im besten Einvernehmen, nachdem Helldorff noch den Wunsch auf gute Zusammenarbeit ausgedrückt hatte.

Meine Dienst einföhrung im großen Sitzungssaal der Regierung erfolgte unter einer Feierlichkeit, die den Rahmen des sonst üblichen überstieg, und in der ich auch die Hand des Beamtenausschusses erkannte. Jaenicke hielt eine kurze und gute Ansprache, in der er seiner Freude Ausdruck gab, mich bereits von der Regierung in Breslau her zu kennen, und in der alles Politische sorgfältig vermieden war. Ich dankte dem Regierungspräsidenten für seine herzlichen Begrüßungsworte und sprach meinerseits meine Freude aus, unter ihm, der schon einmal mein Chef gewesen wäre, jetzt wieder arbeiten zu dürfen, indem ich gelobte, mein Amt in st⁷nger Gerechtigkeit und Unparteilichkeit zu führen. Dann erwähnte ich den überaus herzlichen Empfang, der mir hier zuteil geworden wäre, und zumal die zu meinen Ehren erfolgte Beförderung.

In einem Anflug von Hellsichtigkeit sagte ich dann wörtlich: "Diese allgemeine Freude über meine Ankunft hat mir zwar sehr wohlgetan, aber noch mehr werde ich mich freuen, wenn einst bei meinem Scheiden von hier eine der jetzigen Freude entsprechende Trauer herrschen und alsdann, wenn auch nur bildlich gesprochen, halbmast geflaggt ~~wäre~~ wird." Zum Schluß erwähnte ich die ~~Ab-~~, ~~schieds-~~ Antrittsrede des neuen Oberpräsidenten Brückner von Schlesien, von der heute die Zeitungen berichteten, und der als Schluß das Wort Christi zu Grunde gelgt war: "Ohne Mich könnt ihr nichts tun." Ich schloß damit, daß auch ich davon durchdrungen wäre, ohne Christus nichts Ersprießliches und Segensreiches in meinem Amt leisten zu können. Dieser Schlusssatz der Rede, die natürlich in den Abendzeitungen schon veröffentlicht war, trug mir einen sehr netten Begrüßungsbrief einer alten Baroneß Buddenbrock ein, die ich kaum kannte, aber von der ich schon unendlich viel von meinem Buddenbrook'schen Verwandten gehört hatte. Sie hieß Fréda, wohnte hier in der Kurfürstenstraße, hatte natürlich massenhaft Beziehungen zu Ostpreußen, insonderheit der Ottlauer Linie und war auch mit der Familie des Regierungspräsidenten Jaenicke sehr befreundet. Sie schrieb mir, daß sie mein Bekenntnis zu Christus und Christentum in meiner Rede ganz besonders gefreut hätte und daß sie hoffte, ich würde sie einmal besuchen. Ich lernte sie dann auch bald - ich glaube, bei Jaenickes - kennen, und von dem Augenblick an hat sie mir stets ein besonderes Wohlwollen und gütiges Interesse entgegengebracht, was ihr bei mir bis auf diesen Tag den Ehrentitel "Mein Potsdamer Schutzengel" eingetragen hat. Da ein längeres Wohnen in dem sehr komfortablen Palasthotel mir auf die Dauer doch zu teuer gekommen wäre, riet sie mir, in eine der bekannten Familienpensionen, von denen Potsdam ja wimmelte, zu ziehen. Die bekannteste von ihnen, in der ausschließlich nur "gute Gesellschaft" verkehrte, war die von "Klee", in der auch meine Großmutter einmal längere Zeit während des Weltkrieges gewohnt hatte. Auf den Rat meines Potsdamer Schutzengels wählte ich jedoch die Pension Bolle in der Balertstraße, die mit der "Klee" etwa gleichrangig war, und wo ich ein nettes Zimmer fand.

Meine Angehörigen freuten sich gleichfalls sehr über meine Versetzung nach Brieslau Potsdam, das mit unserer Familie durch so unendlich viele Beziehungen und Erinnerungen verbunden war. Auf Schritt und Tritt sprangen einem diese hier förmlich

ins Gesicht. Gleich in der Verlängerung der Spandauerstraße, in der sich mein neuer Dienstsitz befand, zog sich nach dem Pfingstberg die Kapellenbergstraße hin, wo ich mit großem Interesse die schöne Villa der Abbarter Großeltern ansah, einst der Mittelpunkt meiner großen, väterlichen Familie, wenn ich selbst auch nicht mehr dort gewesen war. Dafür verbanden mich persönlich umso mehr Erinnerungen mit der ebenso schönen Villa der Verwandten Kleist in der Karlstraße, wo ich mit dem stets lustigen Vetter Gerri, damals Oberleutnant bei den Gardeschützen, ständiger Sonntagsgast war. Mit leiser Wehmut betrachtete ich jetzt wieder das Haus, wo man so viele vergnügte und gemütliche Stunden verlebt hatte, und wollte es kaum fassen, daß das auch schon über 20 Jahre her war. - Mit-leiser-Wehmut Ich glaube tatsächlich, daß ich seitdem nur einmal in Potsdam war, zum Besuch von Tante Paula Mitzlaff nach glücklich bestandenen Assessorexamen im Jahre 1921. Onkel Alfred Mitzlaff war ehemals der Kommandeur der Gardedu Corps- des "vornehmsten Regiments der Christenheit"- gewesen, und meine Schwester Ika, die bekanntlich nach dem Ausspruch der Großmama als junges Mädchen "mehr bei Mitzlaffs als zu Hause" wäre, hatte hier ihre ersten Ausflüge in die "große Welt" gemacht. Die beiden Mitzlaff'schen Söhne hatten hier bei den 3. Garde- Ulanen- den sogenannten "Gelben"- gestanden, von denen wiederum mein Onkel Kleist, der Schwager und Vetter meines Vaters, lange Zeit Regimentskommandeur gewesen war. Mit seiner ersten Frau, der Schwester meines Vaters, hatte meine Mutter innige Freundschaft verbunden, und auch Tante Martha Kleist, auf die ich mich selbst allerdings kaum noch besinnen kann, gehörte zu den Potsdamer Gestalten der Erinnerung. Die Rosenberg'schen Tanten aus Januschau, Schwestern meiner Abbarter Großmutter, die auch hier gehaust hatten, waren nun schon lange tot; aber eine von ihnen, Tante Helene von Bogen, hatte ich als junger Mensch mit meiner Schwester Ika zusammen noch einmal hier besucht. Allerdings ist mir der Besuch nicht mehr in sehr lieber Erinnerung. Ich hatte gehofft, die alte Großtante würde einem viel von alten "eitenerzählen; statt dessen setzte sie uns lediglich jammernd auseinander, wie furchtbar die Ofen in ihrer kleinen Wohnung rauchten. Beim 1. Garderegiment hier hatten Onkel Anton, der jüngere Bruder meines Vaters, und mein Abbarter Vetter Fritz gestanden, und später dann auch unser lieber Gert, der Bruder meiner Mutter. Mein kleiner Vetter und Müdel, Eckart,

war hier geboren, und dieses historische Haus- ich glaube, in der neuen Königsstraße- betrachtete ich natürlich auch wieder mit Ehrfurcht und Interesse! Ich selbst war nur einmal zu einem kleinen Sektfrühstück in diesem Hause bei Gert und Ruth gewesen, aber es barg noch eine andere Erinnerung: Vom Balkon dieses Hauses hatte mein kluges Mündel in den Revolutionstagen 1918 rot geflaggt, wie aus einem aufgefundenen Brief von Ruth an meine Mutter hervorgeht, worin sie u. a. aus jenen Tagen schreibt: "Eckart"- er war damals 4 Jahr alt- "hatte heute mein rotes Tuch vom Balkon heruntergehängt. Auf meine Frage, warum er das getan hätte, erwiderte er: "Die Minna hat gesagt, denn kann uns nichts passieren." Du siehst also, liebe Elisabeth, was für einen viel versprechenden Neffen du hast." Tante Paula Mitzleff, die Cousine und Jugendfreundin meiner Mutter, war nun auch schon heimgegangen. Aus halb vergessenen Erzählungen meiner Kinderzeit geisterte aber noch unendlich viele Tanten in Potsdam umher. Da war vor allem meine Patin, die Ehrenstiftsdame Luise von Kalckstein, die für mich schon deswegen ein besonderer Nimbus umschwebte, weil sie meine Urgroßtante war; ferner die berühmte Tante Olga Buddenbrock, von der so viele Geschichten im Familienkreis in Umlauf waren, und auf deren Grabstein angeblich die Worte standen: "Unter diesem Rosenstock ruht die Olga Buddenbrock-Wanderer, eile fort von hier, sonst steht sie auf und tanzt mit dir." Sie war nämlich etwas verwachsen und auch in ihrer Jugend wenig schön gewesen, hatte sich aber bis in ihr Alter eine leidenschaftliche Tenzpassion bewahrt. Auch eine sagenhafte Großtante von Waldecker Seite, Frau von Olberg, war noch mit meinen Vorstellungen von Potsdam verbunden, und ich lernte bei Helldorffs auch einige dieses Namens kennen. Kurz- Potsdam war bei Lichte besehen eigentlich eine Domäne meiner Familie, daneben allerdings auch noch die alte Residenzstadt der Hohenzollern! Diese Eigenschaft konnte sie auch heute noch nicht verleugnen. Die wundervollen alten Schlösser, die königlichen Prinzen und Prinzessinnen, die vielen pensionierten Garde- Offiziere und die Hofgesellschaft drückten ihr, wie ehemals, den Stempel auf. Ja, es ließ sich nicht leugnen, daß auch heute noch Hofluft um Potsdam wehte. Nur identifizierte ich sie lange nicht mehr, wie früher, mit Nationalsozialismus. Hier wurde einem vielmehr der krasse Unterschied zwischen Beidem recht deutlich vor Augen geführt. Es gab zwar viele Berührungspunkte zwischen

Beiden-sehr-deutlich-her-Augen-geführt.-Es-gab
 der alten Potsdamer Welt und dem Nationalsozialismus und die
 Grenzen waren flüchtig; aber im Allgemeinen herrschte doch auf
 beiden Seiten das Gefühl kühler Ablehnung gegen einander vor.
 Das alte Potsdam beobachtete mit Mißtrauen den revolutionären
 und unruhigen Geist der "Nazis", und diese wiederum nannten die
 Potsdamer Gesellschaft "reaktionär, verkalkt und dünnlichhaft".
 Ohne daß ich mir über dieses Problem damals allzusehr den Kopf
 zerbrach, bildete ich unbewußt, wie manche andere, ein Bindeglied
 zwischen beiden Welten, wobei es jedoch bemerkenswert ist,
 daß ich mich doch dem alten Potsdam sehr viel mehr verbunden
 fühlte, und es mir schon lieber war, bei den Nazis als "Reaktionär"
 zu gelten, als umgekehrt bei den Potsdamer Bekannten etwa
 als "revolutionärer Nazi". Ich glaube, daß ich diesen Verdacht
 auch sehr bald zerstreute.

Wie ich aus den Briefen meines Vaters entnahm, hatte sich
 seit der Machtübernahme und meinem "Avancement" in der Anschauung
 doch eine leichte Schwenkung vollzogen, wie es bei den meisten
 der Fall war. Nachdem die Furcht von ihm genommen war, ich
 könnte wegen meiner nationalsozialistischen Gesinnung aus dem
 Staatsdienst herausgeworfen werden, fand er sich mehr und mehr
 mit dem neuen Regiment ab. Er fand sogar oft schon anerkennende
 Worte für viele Maßnahmen derselben und sprach sich mit einer
 gewissen Bewunderung über die zielbewußte und weitschauende
 Persönlichkeit Hitlers aus. Unsere beiderseitige Einstellung
 begann sich geradezu leise bereits umzukehren. Während ~~feh~~ mein
 guter Vater früher stets meine Begeisterung für Hitler und seine
 Bewegung sanft gedämpft hatte, war ich es jetzt, der nach den
 Breslauer Erfahrungen sehr viel kürzer trat und durchaus nicht
 mehr rückhaltlos das Lob des Nationalsozialismus sang. Daß ich
 eine solche Abneigung gegen meine Ernennung zum Polizeipräsidenten
 von Breslau an den Tag gelgt hatte, konnte mein Vater nicht
 ganz verstehen. Indessen war er mit meiner jetzigen Versetzung
 nach Potsdam durchaus einverstanden, und Frau von Kuenheim be-
 richtete mir, daß er sich ganz ausnehmend darüber gefreut hätte.
 Besonders glücklich schrieb er aber über die Gesundung von
 Vera Lisa, um die er sich doch mehr gesorgt hatte, als ein Aus-
 senstehender vermutet hätte. Er betrachtete sie ganz wie seine
 Tochter, und wir "rechten Kinder" bemerkten oft neidlos, wie es
 Vera Lisa gelang, vieles bei meinem Vater durchzusetzen, was uns

nie gelungen wäre. Ein zu unserm stillen Vergnügen viel gehörtes Wort meines Vaters wurde es bei irgend welchen Vorschlägen von unserer Seite: "Kinder, laßt nur, das wird Vera Lisa schon machen, wie es richtig ist." Klug benutzten wir dieses Vertrauen öfters dahin, daß, wenn wir eine Anschaffung in Sophienthal für Haus und Park oder sogar die Außenwirtschaft für erforderlich hielten, wir uns hinter Vera Lisa steckten und ihr einflüsternten, sie müsse unbedingt dieses oder jenes bei meinem Vater zu erreichen suchen, was denn auch meist den gewünschten Erfolg hatte.- Am 2. März, also genau 4 Wochen später, war sie abermals von Professor Sauerbruch operiert worden, und diese Operation hatte die volle Heilung gebracht. Nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus Ende März war ihre Mutter mit ihr und einem Mädchen nach Meran gegangen, damit sie sich erst einmal von ihren lebensgefährlichen Operationen erholen solle, was auch nach den Mitteilungen, die ich aus Meran erhielt, wunschgemäß vor sich ging.

Die Einarbeitung auf der Regierung fiel mir verhältnismäßig leicht, obgleich mir die Tätigkeit mehr oder minder völlig neu war; denn wenn ich auch ein Jahrzehnt lang Dezernent auf Regierungen gewesen war, so hatte ich dort doch nur stets einzelne Sachgebiete bearbeitet, in Allenstein "materielle Polizei", "Landwirtschaft" und vertretungsweise "Kommunalaufsicht", in Breslau "Domänen". Jetzt plötzlich mußte ich über den gesamten, riesigen Apparat, den eine Regierung darstellte, den Überblick gewinnen und auch in mir völlig fremden Sachgebieten Entscheidungen treffen. Sehr erleichtert wurde mir dies jedoch dadurch, daß mir das komplizierte Getriebe einer Regierung als solcher nicht neu und ich mit ihren Schlichen wohl vertraut war. Jaenicke war eigentlich nur noch halb im Amt und ließ mir fast völlig freie Hand. Er hatte einen Ruf nach China bekommen; in welcher Stellung, vermag ich nicht mehr anzugeben. Dieser neue Auftrag und die nahe Abreise mit seiner Familie beschäftigten ihn daher schon sehr. Ich kam sehr gut mit ihm aus. Über das Stadium, in den Demokraten und Sozialdemokraten die Zerstörer der staatlichen Ordnung und die Todfeinde des Christentums zu sehen, war ich schon heraus, nachdem ich in Breslau zu spüren bekommen hatte, was zum Teil von den patentierten Beschützern von Christentum, Ordnung und Recht zu halten war. In der Potsdamer Beamtenschaft hatte Jaenicke keine gute Stellung. Zum Teil lag es an dem Gegensatz zwischen dem Demokraten und den

mehr oder minder nationalsozialistisch bezw. rechts eingestellten Beamten und Angestellten. Aber nur zum Teil. Welches der Hauptgrund für diese allgemeine Abneigung gegen ihn war, habe ich nie richtig herausbekommen. Er verstand es wohl wenig, einen persönlichen Konnex zu seinen Untergebenen herzustellen. Ich persönlich mochte ihn recht gern, obwohl ich seine Schwächen, vor allem eine ausgespochene Eitelkeit, nicht über sah. Er hatte sich wohl in der Zeit seiner hiedigen Diensttätigkeit ziemlich viel Groll gegen ihn aufgespeichert, und die ser machte sich jetzt, wo sein Stern im Erblassen war, natür lich Luft, wie es nun einmal in dieser bösen Welt zugeht, Ich tat mein Möglichstes, um seine Stellung und Autorität zu stützen, vor allem schob ich einen Riegel allen Bestrebungen vor, mich, als den "guten, nationalsozialistischen" Vizepräsidenten gegen den "bösen, demokratischen" Regierungspräsidenten auszuspielen.

Die Beamten kamen mir alle mit großem Vertrauen und freundlich entgegen; insonderheit galt dies für meine engeren Mitarbeiter. Der politische Dezernent war ein Corpsbruder von mir, Freiherr Schenk zu Schweinsberg, in Aussehen und Sprache das verjüngte Abbild unseres Corpsbruders Detlof v. d. Lancken, meines guten "Lanzken", mit dem ich 2 Semester lang in Göttingen und dann 2 Jahre in Kiel, wo wir sogar eine gemeinsame Wohnung gehabt hatten, zusammen gewesen war. Selten habe ich zwischen zwei nicht mit einander verwandten Menschen eine so lächerliche Ähnlichkeit, die auch anderen Leuten auffiel, wieder gesehen. Mit großem Eifer und besonderer Freundlichkeit kam mir der eine der beiden Kommunaldezernenten, Oberregierungsrat von Hoffmann, entgegen. Er war der wandelnde Gothaer Kalender und wußte über die Potsdamer Gesellschaft und die Verwandtschaft eines jeden besser Bescheid, als die Betreffenden selber. Er war klein, schon älter und hinkte etwas. Sein einziger Sohn, den er abgöt tisch liebte, war in körperlicher Hinsicht sein Gegenteil: Groß, gerade gewachsen, drahtig und sehr gut aussehend. Ich muß gestehen, daß mir die überbetonte Liebenswürdigkeit, die mir Oberregierungs rat v. Hoffmann entgegenbrachte, anfänglich den Eindruck einer kleinen Schusterei erweckte, bis ich dann aber einsah, daß sie nur einer ehrlichen Zuneigung zu mir entsprang. Und so freun deten wir uns bald richtig an. Ich konnte mit ihm ein offenes Wort reden und habe in seiner Häuslichkeit manche gemütliche Stunde verlebt. Seine Gattin war eine liebe, mütterliche Frau,

die ganz ihrem einzigen Jungen und ihrem Heim lebte.

Ein anderer Dezerent, an den ich mich in meiner Potsdamer Zeit sehr nahe anschloß, war Regierungsrat von Rappard, auch älter als ich und m.W. Kartellbruder (Saxoborusse) von mir. Er lebte gewissermaßen auch als Junggeselle, da er von seiner Frau geschieden war. Seine Tochter war in einem Institut, und eine Haushälterin führte ihm die Wirtschaft. Er lud mich oft zu sich ein, und ich habe bei ihm so manches kleine dîner oder souper, bei denen es an einem exquisiten Tropfen nicht fehlte, à deux oder à trois eingenommen.

Einen guten alten Bekannten traf ich bei der Regierung in meinem Corpsbruder und Koëtanen Kottwitz- genannt Kötzchenwieder, was mich sehr erfreute. Auch mit ihm war ich ein Semester beim Corps in Göttingen und dann in Kisa zusammen gewesen. Er war in der Papenzeit Polizeipräsident geworden und hatte jetzt auch irgend einem S.A.- oder S.S.-Führer Platz machen müssen. Körperlich gewachsen war er in der Zwischenzeit immernoch nicht, aber ebnsowar er der kluge, mutere und etwas malitiös-liebenswürdige Kerl geblieben; das heißt, jetzt, wo er als Polizeipräsident z.D. (zur Disposition) in der Stellung eines gewöhnlichen Dezerenten Dienst tun mußte, war er mit Recht etwas verärgert und auf die Nazis nicht gerade gut zu sprechen. Zum Glück identifizierte er mich nicht mit ihnen, und ich habe ihm auch redlich, soweit ich es konnte, bei seinen mancherlei dienstlichen Wünschen geholfen. Er war noch immer unbeweibt, und daß wir natürlich sehr oft auch außerdienstlich zusammen waren, lag auf der Hand.

Auch ein anderer und sehr würdiger Corpsbruder von mir war bei der Regierung in Potsdam, Oberregierungsrat v. Schierstaedt, der im Alten Herren-Verband und in der Gesellschaft eine große Rolle spielte, und zu dem ich immer mit einer gewissen Ehrfurcht aufgeschaut hatte. Es war mir etwas peinlich, nun hier plötzlich sein Vorgesetzter zu sein, zumal er dem Alter nach gut mein Vater hätte sein können. Er erleichterte mir die Peinlichkeit der Situation anfänglich auch nicht gerade, da er mir mit höflicher, gemessener Würde, aber doch etwas reserviert und zugeknöpft entgegentrat. Mit der Zeit taute er aber auf und gewann sein freundliches Wesen im Verkehr mit mir wieder, nachdem er wohl eingesehen hatte, daß ich kein "wilder Nazi" sei und er ein offenes Wort mit mir sprechen könne.

Wer die Schutzpolizei bearbeitete, weiß ich nicht mehr; aber der uns zugeweilte Offizier der Schutzpolizei war Major

Rossum, der mich oft begleitete, und an den ich mich bald sehr anschloß. Meine "alten" Beziehungen zur Schutzpolizei verleugneten sich nicht und wurden in Potsdam fortgesetzt, obwohl ich hier ja nicht mehr ihr unmittelbarer Vorgesetzter, sondern eine Stufe höher gerückt war, während sich der Potsdamer Polizeipräsident als Instanz zwischen uns geschoben hatte. Dies hinderte aber nicht das große Interesse, das ich an den Belangen und der Ausbildung der Schutzpolizei weiterhin nahm. Wie ich es jetzt genau weiß, sprach dabei nicht nur mein soldatisches Herz mit, sondern vor allem das instinktive Bewußtsein, daß zum Regieren Macht erforderlich ist, zur Macht aber wiederum Truppen und Waffen gehören. Die S.A. und S.S. hatten sie, und daher sah ich mich in der Staatsverwaltung instinktiv auch nach solchen um und fand sie in der Schutzpolizei, zumal in der militärisch organisierten Landespolizei, von der es in Potsdam m.W. drei Hundertschaften gab, darunter eine berittene, der sich mein Kavalleristenherz natürlich ganz besonders zuwandte. Kommandeur der Schutzpolizei war Oberstleutnant Sonntag, ein noch jugendlich aussehender Mann und der Typ des etwas überkorrekten Linienoffiziers alter, guter Schule. Das Bindeglied zwischen mir und den Polizietruppen war der mir oder vielmehr der Regierung zugewiesene Major Rossum. Ich kam bald in die Lage, ihm einen wichtigen Dienst erweisen zu können. Von nationalsozialistischer Seite wurde gegen ihn "geschossen", im Grunde wohl, weil er katholisch war, und die Beziehungen der Partei zur katholischen Kirche sehr kühl geworden waren. Offiziell begründet wurden die Angriffe gegen ihn natürlich anders. Es war ja leider üblich geworden, in der Vergangenheit der Beamten, die dem Nationalsozialismus nicht genehm waren, herumzuschneffeln, um zu entdecken, ob sich nicht dort ein dunkler Punkt finden ließe. Eine jüdische Großmutter, Mitgliedschaft bei einer Loge oder eine abfällige Bemerkung über den Führer genügten bereits. Also die Methoden, die man bei den "demokratischen Parteien" in Grund und Boden verdammt hatte, feierten jetzt in dem neuen "parteilosen und autoritären" Staat Volksstaat in sehr viel schlimmerer Weise fröhliche Auferstehung! Was Major Rossum eigentlich vorgeworfen wurde, weiß ich nicht mehr; aber jedenfalls merkte ich sofort, daß es sich um üble Denuntiationen, die jeden Grundes entbehrten, handelte. Die beliebte Methode hatte ich ja nun bereits in hunderten von Fällen kennen gelernt: Primär-der Beamte^K muß verschwinden und

der Parteigenosse Y an seine Stelle treten. Sekundär- es muß ein Grund gefunden werden, um den X unmöglich zu machen und aus seinem Amt zu bringen. Ich stellte mich daher mit meiner ganzen Person auf Seiten des Major Rossum, und es gelang mir auch, die Angriffe gegen ihn abzuschlagen, so daß er in seiner Stellung blieb. Die Dankbarkeit, die er mir dafür bewies, schloß uns noch enger zusammen. Ich machte auch bei ihm zu Hause Besuch und lernte dabei seine nette Frau und sein einziges Töchterlein kennen.

In einem ähnlichen Fall gelang mir meine Intervention leider nicht. Ich hatte aus Breslau- ich glaube, durch meinen Vetter Kuno Stutterheim- gehört, daß von nationalsozialistischer Seite gegen den von mir so verehrten Landeshauptmann v. Thaer vorgegangen würde, Grund natürlich, daß ein waschechter Parteigenosse auf den Posten käme; sekundäre Folge: Also irgend eine Begründung suchen, um zu dokumentieren, daß Herr v. Thaer der Stellung nicht gewachsen sei. Ließ sich eine derartige Begründung wie in diesem Fall, auch mit größter Anstrengung nicht finden, & so wurde einfach erklärt, der Herr So und So sei für seinen Posten "nach dem heutigen Volksempfinden" untragbar und müsse daher verschwinden. Also auch die "kochende Volksseele", die ich seit den Revoutionstagen 1918/19 begraben glaubte, feierte mit umgekehrtem Vorzeichen Auferstehung! Die Demagogie war die gleiche geblieben, und ich hatte dazugelernt, daß es auch eine Demagogie auf der rechten Seite gab, was ich noch vor einem halben Jahr erbittert bestritten hätte. Als nun der Warnruf aus Breslau hinsichtlich des Landeshauptmanns v. Thaer erscholl, schrieb ich sofort an den Oberpräsidenten und Gauleiter Brückner einen kurzen Brief, in dem ich darlegte, daß es doch jammervoll sei, wenn ein Mann von solchen Qualitäten und Verdiensten wie Herr v. Thaer der Provinz Schlesien verloren ginge, und in dem ich ihn dringend bat, dahin zu wirken, daß er in seinem Amt bläbe. Ich bekam darauf von Brückner einen besonders netten und herzlichen Brief, in dem von Vielem die Rede war, nur nicht von der Landeshauptmann-Frage. Eine indirekte Antwort bekam ich jedoch durch eine Zeitungsnotiz, wonach der Landeshauptmann v. Thaer in Breslau zur Disposition und Herr So und So zum Landeshauptmann von Schlesien ernannt worden wäre. Ich war sehr niedergeschlagen über diesen Fall, der ein Beweis mehr dafür war, welche Entwicklung die Dinge nahmen.

Eine große Frage war es hinsichtlich meiner hier neu angeknüpften Beziehungen zur Schutzpolizei, wie sich der Polizei-

präsident Graf Helldorff dazu stellen bzw. wie sich mein Verhältnis zu ihm entwickeln würde. Formell war er ja mein Untergebener, de facto hatte er als S.A.-Gruppenführer von Berlin machtmäßig eine viel höhere Stellung als ich. Da er außer seiner S.A. die Schutzpolizei Potsdam ja auch noch als deren direkter Vorgesetzter in seiner Hand hatte, konnte er praktisch jede Maßnahme der Regierung zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung sabotieren, und das war meine große Besorgnis. Aber sie erwies sich als unbegründet. Nicht nur daß Helldorff meinem unmittelbaren Verkehr mit der Schutzpolizei und ihrem Offiziercorps keinen Stein in den Weg legte, erklärte er mir vielmehrauch in einer Unterredung, daß er sich jetzt in erster Linie als Staatsbeamter fühle, und daß ich jederzeit auf ihn zählen könne, wenn die Regierung die Schutzpolizei zur Aufrechterhaltung der Ordnung einsetzen müsse, selbst- wenn es gegen die eigene S.A. ginge. Zu bemerken ist hierbei, daß die S.A. in der Provinz Brandenburg, also auch im Regierungsbezirk Potsdam, nicht ihm unterstand, sondern dem Gruppenführer Ernst, den er sehr wenig schätzte, was für die Regierung nicht ungünstig war. Seinem Versprechen folgte sehr bald die Tat nach. Ich hatte hier in Potsdam in sehr kurzer Zeit die gleichen Schwierigkeiten mit der S.A. wie in Breslau. Täglich liefen aus dem Bezirk Meldungen über Gewalttätigkeiten und Rechtsverletzungen ein und ich- sowie auch mein politischer Dezernent Freiherr v. Schenk- hatte alle Hände voll damit zu tun. Ein besonderer Dorn im Auge war mir, ein von der S.A. hier ganz in der Nähe von Potsdam errichtetes "Gefangenenlager", in welchem die politisch mißliebigen Personen willkürlich und ohne Urteilspruch verschleppt und -gerüchtweise - sogar auch mißhandelt wurden. Daß ein solches "Privatunternehmen" hier in nächster Nähe gewissermaßen unter den Augen der Regierung und der Polizei aufgezogen wurde, ging mir doch über die Hutschnur. Daß ich aus Berlin keinerlei Unterstützung zu erwarten hatte, war mir nach den Breslauer Erfahrungen klar. Desgleichen verliefen alle Besprechungen mit dem Gruppenführer Ernst ergebnislos. Dieser war genau so eine Persönlichkeit wie Heines, hatte ihm gegenüber aber noch den Nachteil, daß er einen von Grund aus unehrlichen Charakter hatte und wie gedruckt lag, was Heines nur in Ausnahmefällen tat. Ich beschloß also, auf eigene Faust zu handeln und mit Gewalt gegen dieses "wilde" S.A.-Lager vorzugehen. Dazu bedurfte ich aber der Schutzpolizei, und diese unterstand

wiederum in erster Instanz dem Grafen Helldorff. Wie dieser sich aber zu einem gewaltsamen Vorgehen gegen S.A. stellen würde, war mehr als fraglich. Mit aller Vorsicht schnitt ich eines Tages telephonisch- wir waren auf direkter Leitung mit einander verbunden- diese Frage bei ihm an und sagte dabei, eine solch' offenebare Gesetzlosigkeit könne die Regierung einfach nicht mehr dulden, was er hoffentlich einsähe. So leid es mir täte, aber in diesem Falle wäre ich gezwungen, polizeiliche Einwirkung in Erwägung zu ziehen. Helldorff ließ mich kaum aussprechen und sagte nur: "Selbstverständlich muß gegen diese infamen Kerle polizeilich vorgegangen werden. Wenn Sie befehlen, räume ich gleich morgen den ganzen Laden mit einer Hundertschaft und Maschinengewehren auf." Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich "befehl" also, und schon am nächsten Vormittag meldete mir Graf Helldorff "Sieg auf der ganzen Linie". Die S.A. hatte es nicht zum Äußersten kommen lassen, sondern, als sie sah, daß es ernst wurde, freiwillig das Lager geräumt; die Gefangenen wurden befreit. Dafür wurde aber bald darauf- m.W. in Oranienburg- von staatlichen Centralstellen ein politisches Gefangenenlager errichtet, über welches ebenfalls allerhand Gerüchte zu unsern Ohren drangen. Der Name "Konzentrationslager" kam für diese Art von Haftanstalten auf. Wer eigentlich hineinkam, wußte man nicht. Es wurde einem jedoch erklärt, daß der neue Staat vorläufig zu seinem Bedauern noch nicht ohne derartige Sicherheitsmaßnahmen auskäme. Bald würden sie ja ohnehin verschwinden!

Helldorff hatte durch seine Tat mein ganzes Herz gewonnen, und ich sprach ihm meinen aufrichtigen Dank aus. Ganz einfach war es für ihn nicht gewesen, in dieser Weise gegen seine S.A.-Kameraden vorzugehen; und der Gruppenführer Ernst, der zwar äußerlich gute Miene zum bösen Spiel machte, war in Zukunft auf ihn und mich natürlich noch weniger gut zu sprechen, als es bisher schon der Fall war.

Einer meiner ersten Besuche in Potsdam galt meinem ehemaligen Breslauer Abteilungsdirigenten, dem guten "Papa Lucke", der mit seiner Haushälterin, Fräulein Ott, in einer gemütlichen Wohnung ein buen retiro hier in Potsdam gefunden hatte, -ein Bild des Friedens in dieser wildbewegten Zeit! Er war ganz der Alte geblieben und behandelte mich weiterhin wie seinen Dezerenten oder vielmehr wie einen jungen, etwas leichtsinnigen Regierungsassessor, aber doch mit großem Wohlwollen. Auch in diese

Friedensasyl waren Nachrichten über die Potsdamer Tagesereignisse gedrungen. "Sagen Sie, Stutterheim, ist es wahr, daß die Regierung zu Ihrer Ankunft geflaggt hatte?" fragte er in etwas mißbilligendem Ton. Ich mußte es beschämt bejahen, fügte aber hinzu, daß ich es ja nicht selbst angeordnet hätte. Herr von Lucke hob den gekrümmten Zeigefinger, was mich, wie nichts anderes, an alte Zeiten erinnerte und sagte sorgenvoll: "Stutterheim, Stutterheim schnappen Sie bloß nicht über." Nun mußte ich doch lachen und sagte nur: "herr Regierungsdirektor, ich glaube, die Gefahr, größenwahnsinnig zu werden, ist bei mir wirklich nicht vorhanden, eher leider das Gegenteil." Papa Lucke lachte nun auch, meinte aber doch, selbst die vernünftigsten und bescheidensten Leute würden oft größenwahnsinnig, wenn sie in hohe Stellungen kommen und beweihrauchert würden.

Regierungspräsident Jaenicke brach nun seine Brücken zu Potsdam endgültig ab und rüstete sich zu seiner Reise nach China. Ich war noch einige Male bei ihm in seiner Wohnung geladen. Seine Frau, die er "Häschen" nannte, und die ich schon von Breslau her kannte, mochte ich sehr gern. Einmal war schon eine chinesische Studienkommission bei uns auf der Regierung, die ich auch empfing, und mit der ich nachher noch bei Jaenickes zusammen war. Was sie eigentlich "studieren" wollte, weiß ich nicht mehr, aber ich war sehr freundlich zu den Herren, und wir erschöpften uns gegenseitig in Höflichkeiten. Als ich einmal sehr viel später in Berlin wartend auf dem Bahnhof Zoo stand, wurde die Aufmerksamkeit des Publikums durch ein Gruppe von Chinesen erregt. Auch ich betrachtete sie mit Interesse, bekam aber einen furchtbaren Schrecken, als plötzlich einer der Himmelsöhne auf mich zugestürzt kam und mir grinsend unter ungeheuren Freudenbezugungen zum Gaudium des ganzen Publikums die Hand schüttelte. Ich glaubte natürlich zuerst, es sei ein Wahnsinniger, bis er mir endlich in gebrochenem Deutsch erklärte, ich hätte ihn einst so freundlich auf der "Legielung" empfangen. Für uns sieht ja ein Chinese wie der andere aus. Umgekehrt ist es demnach nicht der Fall, obwohl es immer behauptet wird.

Für den scheidenden Regierungspräsidenten sollte ein Abschiedsabend im Palasthotel stattfinden. Plötzlich erschienen einige höhere Beamte bei mir und erklärten, die Regierung wünsche bis auf einige Ausnahmen nicht an diesem Abend teilzunehmen. Ich war empört und sagte, ich fände das unerhört und auch

gemein. Weil der Regierungspräsident an oberer Stelle politisch nicht mehr genehm sei, ihm nun gewissermaßen zu dokumentieren, daß man auch auf der Regierung nichts mehr von ihm wissen wolle, wäre in meinen Augen wenig schön und bestimmt kein "Männerstolz vor Königsthronen". Mir wurde erwidert, das sei nicht der Grund für ihre Weigerung; vielmehr hätte von jeher eine abkehrende Stimmung gegen Präsident Jaenicke auf der Regierung bestanden. Ich sagte, das könne ja sein; doch glaubte ich trotzdem nicht, daß sich die Beamtenschaft auch weigern würde, an dem Abschiedsabend teilzunehmen, also ein selbstverständliches Gebot der Höflichkeit zu erfüllen, wenn das Scheiden des Regierungspräsidenten unter anderen politischen Umständen erfolgt und er z.B. Minister geworden wäre. Jedenfalls würde ich eine Sabotierung der Abschiedsfeier auch als einen Affront gegen mich betrachten, und deswegen bäte ich dringend, die Angelegenheit nochmals mit den Beamten und Angestellten zu besprechen und von der Weigerung, zu dem Abend zu erscheinen, Abstand zu nehmen. Ich wartete nun in begreiflicher Unruhe und Spannung auf den Beschluß der Beamtenschaft; denn mir schwebte bereits vor Augen, daß ich morgen bei der "offiziellen Abschiedsfeier" mit dem Regierungspräsidenten und vielleicht noch 3-4 anderen allein sitzen würde, was mir ungeheuer peinlich gewesen wäre und auch kein gutes Licht auf mich selber geworfen hätte. Die Deputation erschien bald von Neuem bei mir und erklärte, es sei beschlossen, am Abschiedsabend teilzunehmen, jedoch unter der ausdrücklichen Betonung, daß es auf meinen Wunsch erfolge; ein großer Teil der Beamten jedoch verharre weiter bei der Weigerung, da sie in einer Beteiligung eine Unehrllichkeit erblickten. Ich nahm den Entschluß dankend zur Kenntnis und sagte, die Motive zu ihm sollten mir egal sein.- Es war kein sehr großer Kreis, der sich am Abend im Palasthotel versammelte, und ich mußte an der Abschiedsfeier für Jaenicke in Breslau denken, als er damals den ehrenvollen Ruf nach Potsdam bekommen¹⁹⁴⁴ und unter vielen Lobreden "abgefiebert" ward, wobei mir das "sic transit gloria mundi" wieder einmal deutlich vor Augen geführt wurde. Ich hielt ihm nun eine besonders herzliche Rede, die insofern nicht ganz einfach war, als ich ihm unmöglich, wie sonst üblich, die allgemeine Trauer über sein Scheiden zum Ausdruck bringen konnte, da dies doch zu unehrlich gewesen wäre. Jaenicke war völlig Herr der Situation. Er war zu klug, um nicht die sehr gelichteten Reihen seiner bis-

herigen "Gefolgschaft" zu bemerken, aber er blieb völlig unbefangenen und heiter; und aus seiner sehr langen Abschiedsrede klang nicht ein Ton des Mißmutes oder der Verbitterung heraus; im Gegenteil: Ein Uneingeweihter mußte aus ihr entnehmen, daß er zwar zu allgemeinem Kummer aus Potsdam scheiden müsse, aber von der Reichsregierung zu noch höheren Aufgaben im fernen China berufen sei.- Seine Abreise aus seinem Heim erlebte ich mit. Baronesse Buddenbrock, mein "Potsdamer Schutzengel", hatte sich auch dazu eingefunden und verabschiedete sich durch Umarmung und Kuß von ihm und seiner Frau.

Ich war nunmehr Alleinherrscher, wie praktisch schon bisher, im Regierungsbezirk Potsdam; denn Jaenickes Nachfolger, ein Ministerialrat aus dem Reichsverkehrsministerium, war noch nicht ernannt oder hatte jedenfalls seinen Dienst noch nicht angetreten. Mein Amtszimmer war sehr prunkvoll und gab dem im Breslauer Polizeipräsidium kaum etwas nach. Es entsprach fast genau dem des Regierungspräsidenten und bildete das Pendant zu ihm. Dasselbe galt auch für die beiderseitigen Vorzimmer. In diesem saß nun nur nicht mehr ein Schupo-Wachtmeister, sondern ein Tippfräulein oder vielmehr eine junge Frau, die Krone aller "Tippeusen" und Vorzimmerdamen; wie neidlos von jedem anerkannt wurde. Daß ich ihren Namen vergessen habe, ist mehr als unerhört, denn sie war wirklich etwas besonders Nettes und verband Freundlichkeit und Tüchtigkeit mit ausgesprochenem Herzenstakt; ihre Vertreterin, auch eine junge Frau, stand ihr darin nicht viel nach. In der Beziehung hatte ich wirklich großes Glück entwickelt. Auch mein Chauffeur war ein sehr gewandter, tüchtiger und gut aussehender Mann, der mich eines Tages zu meinem maßlosen Erstaunen fragte, wie es dem Herrn Baron und der Frau Baronin aus Mertensdorf erginge. Es stellte sich heraus, daß er Mertensdorfer Kind war, und seine Verwandten noch jetzt unter den Gutshonratioren in Mertensdorf und Sortlack eine Rolle spielten. Ich glaube, er hieß Borcz. Meine Schwester schrieb mir auch bald, daß der Sohn einer Mertensdorfer Gutsfamilie Chauffeur bei der Regierung in Potsdam sei, und fragte, ob ich ihn schon kennen gelernt hätte. Ich konnte ihr nun antworten, daß ich ihn täglich sähe, und er stets meinen Wagen lenkte. Mit standen zu Dienstfahrten natürlich mehrere Autos zur Verfügung, zu Privatfahrten eigentlich nur in der Zeit, in der ich den Regierungspräsidenten vertrat. Nur war es in unsern Stellungen meist sehr schwer

zu unterscheiden, wo die Dienstfahrten in den Bezirk aufhörten und die "Privatfahrten" anfangen. Da ich persönlich längere Strecken sehr ungern im Auto fuhr und sehr viel lieber, wenn es irgend möglich war, mit der Bahn, bestand wegen dieser unmodernen Einstellung bei mir nicht gerade die große Gefahr, daß ich die freie Auto-Benutzung mißbrauchte. Unwillkürlich setzte ich daher auch bei anderen voraus, daß sie einen Kraftwagen nur als notwendiges Übel betrachteten. Ich habe in meiner langen Diensttätigkeit aber nachher die Erfahrung gemacht, in welcher großzügiger, um nicht zu sagen "gewissenloser" Weise die staatlichen Autos vielfach ausgenutzt wurden, und wie weise die entsprechenden einschränkenden Bestimmungen waren. In den Tagen nach dem Fortgang Jaenickes nutzte ich allerdings auch meinen Wagen ziemlich aus, um zunächst einmal die nähere Umgebung von Potsdam kennen zu lernen. Wie schön sie war, hatte ich bis dahin nicht geahnt. Zu den häufigen Dienstfahrten nach Berlin benutzte ich allerdings immer lieber die Bahn, und auf ihr gab es ja eine solche Fülle von Verbindungen - angefangen von den Eilzügen des Fernverkehrs bis zur gewöhnlichen Wanneseebahn - wie man es sonst wohl kaum zwischen zwei Städten des deutschen Reiches wiederfand. Nur zum Oberpräsidium in Charlottenburg fuhr man am besten im Auto. Oberpräsident war seit kurzem Kube, Gauleiter der Mark Brandenburg, geworden. Ich wurde bei meiner Meldung sowohl von ihm wie auch vom Oberpräsidialrat, der jetzt die Amtsbezeichnung "Vizepräsident beim Oberpräsidium" führte, sehr liebenswürdig empfangen.

Hatte ich in Schlesien eine ungeheure Fülle alter Freunde und Bekannter, so traf dies für Potsdam und Berlin in fast gleichem Maße zu. Besonders freute ich mich, daß ich meinem Freund und Regimentskameraden Konrad Czetztritz, der ja jetzt in Berlin stand und n.W. noch immer die "Schwadron des Reichswehrministeriums" hatte, wieder näher gerückt war. Mit ihm war ich natürlich sehr oft zusammen, und jetzt zu Ostern hatten wir uns ebenfalls zu gemeinschaftlichen Unternehmungen verabredet. Ostern fiel in diesem Jahre spät, auf den 16. und 17. April. Es herrschte schon schönes Frühlingswetter. Der eine Feiertag war für Potsdam, der andere für Berlin vorbehalten. Da wir beide ja darin übereinstimmten, daß wir uns keinen Sonn- und Feiertag - am allerwenigsten Ostern - ohne Kirchgang vorstellen konnten, war ein solcher für beide Feiertage natürlich vorgesehen. In Berlin ging ich stets in den Dom, der mir besonders lieb war,

und den ich als Kunstbanause sogar schön fand; in Potsdam bevorzugte ich die riesige Nikolaikirche, die mit ihrer wundervollen Kuppel selbst nach dem Urteil Kunstverständiger wirklich schön war. Daß in beiden Kirchen immer besonders gute Redner predigten, kam als angenehme Beigabe hinzu. Im Berliner Dom waren dies die Hof- bzw. Domprediger Richter, Döring, Dibelius und andere, in der Potsdamer Nikolaikirche gefiel mir am besten Pfarrer Görnand. Am Karfreitag, dem 14. April, hatte ich eine wundervolle Predigt von ihm gehört; er führte darin aus, wie ein jeder im Leiden ~~des~~ Christi sein eigenes Leid wiederfände, aber daß Christus dem Leiden die Macht genommen hätte, und daß wir alle daher unsere Nöte, Sorgen und Kümernisse getrost auf das Kreuz von Golgatha werfen dürften; auch die Juden könnten dies tun mit ihrem großen Leid, das jetzt über sie hereingebrochen wäre. Ich stutzte etwas, aber zum ersten Male wurde es mir klar, welches Leid tatsächlich jeder einzelne Jude in dieser Zeit plötzlich und unvorhergesehen erführe, und welche Unzahl von Tränen sicherlich in diesen Tagen äußerer Hochstimmung und Harmonie von ihnen im Verborgenen vergossen würden. Bis jetzt hatte ich mich über alle Gewalttätigkeiten und Gesetzwidrigkeiten gegen die Juden geärgert, aber doch mehr vom Standpunkt des Staatsbürgers und -beamten aus, der für Recht und Ordnung zu sorgen hat. Daß den Juden, die bisher so selbstbewußt als die Herren in unserm Land aufgetreten waren, jetzt einmal ein kleiner Denkkzettel wurde, und sie etwas unter Druck standen, hatte mich in meinem Inneren wenig gestört. Jetzt plötzlich sah ich alles, was gegen die Juden geschah, vom christlichen Standpunkt - das heißt aber nichts anderes, als mit den Augen der Betroffenen - aus an. Nach dem einfachen und fast banal klingenden Wort Christi "Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tuet ihnen" versetzte ich mich selbst in die Lage der Juden, und dabei erkannte ich zu meinem Schrecken, welchen fürchterlichen Leidensweg sie jetzt schon gingen, und zwar ~~das~~ Anständigen, vornehm Denkenden und die vielen echten Christen unter ihnen am meisten. Allenthalben wurden sie aus ihren Ämtern herausgeworfen und standen brotlos da; in den Läden und Restaurants erschienen mehr und mehr Plakate "Juden unerwünscht"; Recht fanden sie nirgends mehr, und jeder Lämmel, der einen Juden beleidigte, stand als Hero da, der das "gesunde Volksempfinden" verkörperte. Jeder, der erzählte, daß er auch einen netten Juden kenne, wurde verhöhnt; aber wer den Mund weit

aufriß und laut verkündete, jeder Jude sei vom Satan besessen und müsse "ausgerottet" werden, wurde hoch gepriesen. Ein süddeutsches Blatt, der "Stürmer", in dem in jeder Nummer von A-Z den Juden in Wort und Bild die gemeinsten und widerlichsten Schandtaten vorgeworfen wurden, klebte an allen Mauern und Hän- den und sogar in der Nähe der Kirchentüren. Jetzt sah ich dies seit jener Karfreitagspredigt mit anderen Augen an und war ehrlich genug, mich nicht mehr von banalen Redensarten "Volk wider Volk", "Nur keine falschen Sentimentalitäten", "Wurst wider Wurst" beruhigen zu lassen. Daß Görnand mit einer Jüdin oder Halbjüdin verheiratet war und daher bereits gewissermaßen am eigenen Leibe den allmählich zum Massenwahn werdenden Kampf gegen das Judentum zu spüren bekam, erfuhr ich erst sehr viele später.

Auch der Ostergottesdienst im Berliner Dom war sehr schön. Die sonst gewohnte Menschenfülle, die einem die "Christlichkeit der Berliner" vortäuschte, der wundervolle Knabenchor, das hohe Fensterbild über dem Altar mit der Geburt Christi, wo mich schon als jungen Menschen der andächtig auf die Krippe schauende Hirtenhund besonders erfreut hatte, der reiche Schmuck der Kirche und das machtvolle Dröhnen der Glocken zu Beginn und Ende des Gottesdienstes sowie das Menschengewimmel nachher auf dem Lustgarten, wo man meist Bekannte traf, übten immer eine große Anziehungskraft auf mich aus.

Diese mit Konrad Czetztritz gemeinsam verlebten Ostertage 1933 stehen mir noch lebhaft im Gedächtnis. In Potsdam führen wir nach der Kirche in meiner schönen Limusine in die im Frühlingschmuck prägende Umgebung, die je zu 50 % aus Seen besteht, heraus und nahmen in einem sehr eleganten Restaurant- m-W. in Marquardt- ein von mir zusammengestelltes Diner ein, an dem vom hors d'oeuvre bis zum schweren Mokka und Liqueur nichts fehlte; von unsern Plätzen hatten wir den schönsten Blick, den man sich vorstellen kann. An dem anderen Feiertag, als ich Konrads Gast in Berlin war, stand etwa das Gleiche auf dem Programm. Auch hier nahmen wir ein exquisites Diner- Gabelfrühstück ein. Für solche "besseren Gelegenheiten" bevorzugte ich meist statt des etwas kommunen Kempinski das Weinhaus Mitscher in der Französischen Straße, ferner das in puncto Küche beste Restaurant Berlins, Töpfer, in der Dorotheenstraße, oder auch Habel unter den Linden, das bei mir durch Plehwes etwas in Mode gekommen war. Am Nachmittag gabe es dann in Konrads gemütlicher, mit wunderschönen alten Möbeln ausgestatteter

Wohnung in Moabit einen kompletten Tee mit allem, was dazu gehört. Hier war es auch, wo ich in einer Vitrine meinen ihm geschenkten und damals so verachteten Riesen-Seestern aus Taormina wiederfand. Dann ging man durch die Schwadron, wo alles natürlich in Ordnung und Sauberkeit glänzte, - wie konnte es bei einem solchen Chef auch anders sein! - und dann machte man noch einen Spaziergang durch den in der Nähe befindlichen Park des Schlosses Bellevue, und ich hatte den Eindruck, daß nirgends der Frühling schöner sei, als in Berlin und Umgebung-Sophienthal natürlich ausgenommen! Denn hier gehörte einem der Frühling selbst. Hier wußte man von Kindheit an, wo die ersten Schneeglöckchen, Krokusse, Leberblümchen, Veilchen und Anemonen blühten, wo und wann die ersten Stare, Kiebitze, Störche und Singdrosseln erscheinen würden; hier gehörten einem ausschließlich auch diese, und hier wurde daher selbst der Frühling seit Menschengedenken zu einer Sophienthaler, Stutterheim'schen Privat-Angelgenheit; und wenn man sich an ihm auch anderwärts erfreute, so doch stets nur in dem Bewußtsein: Gottlob, ich habe zu dem allen noch meinen sehr viel schöneren und erinnerungsreicheren Privatfrühling zu Hause, und, wenn ich will, kann ich ihn zu jeder Zeit genießen. Jetzt weiß ich es, daß so etwa meine Gedankengänge bei allem Schönen und Erfreulichen, was man sah, hörte und erlebte, unbewußt waren, und daß die Heimat stets als Maßstab und Vergleichspunkt im Mittelpunkt aller Gedanken stand. In diesem Sinne genoß ich auch Potsdam und seinen Frühling und fühlte mich wunschlos und auch bewußt - nicht nur aus der Rückschau- glücklich, so glücklich und zufrieden, wie eigentlich selten in meinem Leben. Vor allem aber ist es selten, daß man sich über das Glück, in dem man lebt, zur selben Zeit Rechenschaft gibt. Das tat ich damals in Potsdam. Was die äußeren Umstände anbetraf- die wahres Glück zwar nicht ausmachen, aber zu ihm beitragen können- , so hatte ich alles, was ich mir wünschte: Ich hatte eine mir sehr zusagende Stellung, ich war gesund und hatte keine finanziellen Sorgen, ich lebte in der Stadt, die für mich stets der Inbegriff alles Schönen und Erstrebenswerten gewesen war, ich besaß das Vertrauen meiner Unterstellten, wie ich es ohne Illusionen bemerken konnte, und ich hatte ~~eine-eigene-gemütliche-Häuslichkeit-se~~
^{einem} wie reichen und Freundes- und Bekanntenkreis. Ich hatte eine eigene, gemütliche Häuslichkeit oder wenigstens die Aussicht, dieselbe in Kürze wieder zu haben, sobald das gute Fräulein

Beyer samt allen Möbeln mir nachgezogen sein würde. Vor allem aber wußte ich die Heimat in guter Hut und die Meinigen gesund und munter. Auch seelisch befand ich mich in einer Art von Hochstimmung; denn ich fühlte mich ausgefüllt und hatte vor Allem den festen Glauben, daß es Gottes Hand war, die mich führte, daß Er mich jetzt mit kühnerem Glück überschüttete, daß ich Ihm aber auch getrost anheimstellen könnte, was mich bedrückte und worum ich mich für die Zukunft sorgte; und dergleichen gab es natürlich auch in dieser glücklichen Zeit gar Manches. Dazu gehörten insbesondere die Entwicklung, die die Dinge in Kirche, Staat und Volk nahmen, und die Zerstörung so vieler Illusionen, die ich mir über den Nationalsozialismus gemacht hatte; denn mehr und mehr sah ich es mit deutlicher Klarheit, daß er nicht nur viele Hoffnungen, die ich in ihn gesetzt hatte, nicht erfüllte, sondern daß er sich vielfach in diametralen Gegensatz zu meinen Wünschen und Anschauungen auswirkte. Es wäre aber zu viel gesagt, wenn ich behaupten wollte, daß ich schon damals schwer unter diesen Enttäuschungen litt. Ich bemühte mich im Gegenteil mit allen Kräften, mich nicht durch diese vielen unerfreulichen Erscheinungen niederdrücken zu lassen, und predigte mir stets selbst, nicht über ihnen das viele Gute der neuen Zeit, das ja unleugbar auch da war, zu vergessen, schon um nicht zu den berufsmäßigen "Meckerern" zu gehören. Das war ein Wort, das damals aufkam, und womit alle die bezeichnet wurden, die an irgend etwas im neuen Reich Kritik übten. Etwas sehr Gutes z.B., das ich voll anerkannte, war die energische Stützung der Landwirtschaft; sie kam meinem Lebenskreis ja auch am meisten zu Gute, denn sie bewirkte eine Festigung des landwirtschaftlichen Besitzes, um die sich bereits der greise Feldmarschall v. Hindenburg und Papen sehr angelegentlich bemüht hatten. Die sogenannte "Osthilfe" wurde jetzt weiter ausgebaut und auf das ganze Reich ausgedehnt. Eine große Rolle spielte dabei die "Entschuldung", welche derart vor sich ging, daß die Industriebank gegen mäßige Verzinsung und Amortisation einen Teil der hypothekarischen Belastung übernahm und die vielen kleinen Schulden dadurch abgestoßen werden konnten. Allerdings mußte sich der betreffende Grundbesitzer dann einer Art von Aufsicht über die Land- und Forstwirtschaft, die durch einen Treuhänder - meistens einen Nachbarn - ausgeübt wurde, gefallen lassen. Auch mein Vater hatte die Entschuldung beantragt, und Treuhänder war Baron Eberhard v. Buhl-Postehnen geworden. Ein Besserer hätte sich wohl auch kaum finden lassen

und so befand sich Sophienthal in der Obhut der Buhlschen Geschwister. Für so viele Güter in meiner Verwandtschaft und Bekanntschaft kamen diese landwirtschaftlichen Hilfsmaßnahmen leider zu spät. Dazu gehörte vor allem unser alter Stammsitz Abbarten, der unwiederbringlich dahin war. Dazu gehörte ferner Koppershagen, das meinem Ältesten Georgenauer Vetter Botho gehörte, und wo ich von Wehlau aus so viele vergnügte Stunden verlebt hatte, Die Verwandten lebten nunmehr in einem Haus mit großem Garten in Königsberg, das sie sich von dem Rest ihres Vermögens gekauft hatten. Meine Cousine Erika (geb. v. Sperber aus Gerskullen) die hundertprozentig auf Land eingestellt war, litt ganz besonders unter diesem Wechsel der Verhältnisse, wobei noch die ewige Sorge um den einzigen Sohn, der von Jugend auf an unheilbarer Epilepsie litt und nunmehr in Bethel lebte, erschwerend hinzutrat. Die Älteste Tochter Barbara hatte den Freiherrn Hans-Gert v. Esebeck geheiratet, während die jüngere Tochter Rose-Marie ein hübsches, nettes und frisches Mädel, sich mit großer Tatkraft dem Garten widmete und recht gute Einnahmen aus ihm erzielte. Das heißt, anscheinend erfolgte dieser Hauskauf erst etwas später, denn gerade fiel mir ein Brief meiner Cousine vom Februar 1933 an meinen Vater in die Hand, worin es u.a. heißt: "Ich hoffe, lieber Onkel Fritz, es geht Dir gut; durch Adalbert (Bohn aus Georgenau), der öfters bei uns ist, hören wir von Dir und der dortigen Gegend. Uns dreien geht es auch unberufen gut; das Leben ist zwar recht sehr anders für uns, als wir es gewohnt waren, aber man muß sich damit abfinden; durch Unzufriedenheit macht man nichts besser, und schließlich dient meine Arbeit meinen nächsten Menschen und verschönt ihr Dasein, und das ist natürlich befriedigend. Wir haben hier eine ganz wunderhübsche Wohnung, und es wäre uns eine sehr, sehr große Freude, wenn Du uns mal besuchen wolltest. Die elektrischen Bahnen 4,6 u. 7 (Haltestelle an der Luisenkirche) führen Dich bis 3 Minuten von uns. Esebecks sind z.Zt. alle in Berlin, wo Hans-Gert einen informierenden Kursus beim auswärtigen Amt wahrnimmt; sie sind alle frisch und munter. Unserm Sohne Botho geht es unberufen, Gott sei Dank, gut. Seit anderthalb Jahren ist er ohne Anfall, was man seinem Wesen sehr anmerkt. Rosemarie arbeitet noch im Landeshaus und genießt daneben ihre Jugend mit allerlei Sport und geselligen Veranstaltungen, wenn solche jetzt auch recht selten sind. - Wir bedauern es immer sehr, daß Joachim nicht einmal zu uns kommt. Hat er uns

ganz vergessen? Das schmerzt uns sehr. Wie ich hörte, ist Baroneß Buhl einer recht schweren Operation wegen in Berlin und Fr. v. Kuenheim vertritt sie u.s.w." Ich muß hierzu bemerken, daß ich die Koppershager Verwandten durchaus nicht vergessen hatte und meinen Besuch auch bald nachholte, allerdings schon in ihrem Gartengrundstück.

Auch für meinen Schwager Plehwe blieben die wirtschaftlichen und finanziellen Sorgen weiter bestehen, und es war immer noch die Frage, ob Dwarischken gehalten werden könne; in seinem bisherigen Umfange sicherlich nicht; und ein Verkauf der Vorwerke wurde daher schon sehr erwogen, wenn er nicht 1933 überhaupt schon durchgeführt war. Vor allem kam der landwirtschaftliche Aufschwung auch in gewissem Sinne für das viel geliebte Klingbeck zu spät. Es hatte zum größten Teil zu Siedlungszwecken verkauft werden müssen. Zurückgeblieben waren nur noch Haus und Park mit etwa 2-300 Morgen Land. Das war also aus der einst so stolzen Herrschaft von 6000 Morgen mit herrlichem Wald geworden! Ich war seit dieser letzten Zerstückelung nicht mehr dort gewesen, und ich muß gestehen: Es war mir auch recht so. Ich konnte mir Klingbeck nur vorstellen, wie es in meiner Kindheit war: Das ehrwürdige, von Wasser umgebene Herrenhaus mit seinen vielhundertjährigen Baumriesen im Park, in den Buchenwäldungen und den wundervollen Lindenalleen, dem mächtigen Gebäudekomplex des Gutshofes und der Vorwerke, dem lindenumrauschten Begräbnisplatz, dem gefüllten Kuhstall, mit den anständigen Pferden, den Schwänen auf den Teichen am Hause, den alten Sandsteinfiguren auf der Terrasse vor dem Wintergarten, die dem ganzen Besitz angepaßte Lebenshaltung und endlich jenem unnachahmlichen Hauch von Tradition, der über allem schwebte, und der einem im Hause aus jedem alten Möbelstück, jedem Kamin, jedem Ahnenbild und selbst aus dem altersschwachen, knarrenden Eichenparkett förmlich sinnfällig wahrnehmbar wurde, und wie ich ihn sonst in Verwandtenhäusern eigentlich nur noch in Abbarten empfunden hatte. Nun war endgültig alles dahin, und aus der "Herrschaft Gr. Klingbeck" war das "Restgut der Siedlung Klingbeck" geworden. Nein, da war ich ganz froh, daß ich dieses letzte Stadium des Verfalls nicht mehr anzusehen brauchte! Die ganze Groebensche Familie hing aber nach wie vor mit großer Liebe und Treue an diesem Rest ehemaliger Größe. Das galt besonders von Rönnes und ihren Kindern, denen weiter Klingbeck die Heimat blieb.

Mein Vater, dem es gesundheitlich wieder sehr gut ging,

vertrug sich weiterhin gut mit Frau v. Kuenheim, freute sich aber doch schon sehr auf die baldige Heimkehr von Vera Lisa, die jetzt, Ende April, mit ihrer Mutter zusammen aus Meran heimwärts zog. Die Damen besuchten mich auf der Durchreise von Berlin an einem schönen Frühlings-Nachmittag in Potsdam. Ich empfing sie mit Blumen an der Bahn und fuhr mit ihnen etwas durch die Stadt. Vera Lisa erkannte ich kaum wieder. Sie sah frisch und blühend aus, und die gelbe Gesichtsfarbe, die sie ihr Leben lang gehabt hatte, war völlig verschwunden. Sie war auch ganz davon durchdrungen, daß Professor Sauerbruch wirklich ein Wunder an ihr vollbracht hatte, und bewahrte ihm große Dankbarkeit, zumal er auch über seine ärztliche Tätigkeit hinaus ein reges und persönliches Interesse an ihrem Ergehen nahm. Es war ein sehr netter Nachmittag, den ich mit den beiden Damen verlebte. Wir tranken in einer sehr guten Konditorei Kaffee, hatten uns viel zu erzählen, und auch die "Fürstin Mutter" war äußerst wohlwollend und guter Laune. Natürlich trug ich ihnen viele Grüße und Bestellungen für meinen Vater auf. Dieser hatte sich, wie ich später erfuhr, sehr eingehend nach meinem Ergehen in Potsdam erkundigt, und dabei hatte ihm Baronin Buhl erzählt, daß ich vorläufig noch in einer Pension wohne, Fräulein Beyer aber mit meinen Sachen bald nachkommen würde. "Wer ist Fräulein Beyer?" hatte mein Vater gefragt. "Aber, Herr v. Stutterheim," hatte die Baronin einigermaßen erstaunt gesagt, "das ist doch die Haushälterin Ihres Sohnes, mit der er schon anerthalb Jahre in Breslau zusammen gewohnt hat." Mein Vater antwortete nicht, aber als sich Vera Lisa zurückgezogen hatte, sagte er vertraulich zu ihrer Mutter: "Sagen Sie, bitte, Baronin, Sie erwähnten da erst ein Fräulein Beyer, die meinem Sohn den Haushalt führt. Ist das so eine Art Christiane Vulpius von ihm?" Die Baronin beruhigte ihn insofern sehr, als sie ihm erzählen konnte, daß diese "Christiane Vulpius" gerade am 23. April ihren 67ten Geburtstag gefeiert hätte. Zu Ehren von Vera Lissas Rückkehr hatte auf Anordnung meines Vaters die Stutterheim'sche Wappenfahne vom Hause geweht. Dieses war insofern bemerkenswert, als es wohl das einzige Mal war, daß mein guter Vater persönlich diese Befehlsgabe von Sophienthal angeordnet hatte; sonst müßte dies bei feierlichen Anlässen stets durch andere aus der Familie erfolgen.

Meine "Christiane Vulpius" erschien auch in Potsdam, und

zwar, um mit mir auf Wohnungssuche zu gehen. Ich hatte schon eine ganze Anzahl an der Hand, aber ich wollte doch nicht die Verantwortung übernehmen, ohne ihren bewährten Rat eine zu mieten, Das war auch sehr weise von mir, denn einige, die mir sehr gut gefallen hatten, erklärte Fräulein Beyer wegen der schlechten Küchen- und Nebenräume für unmöglich mit dem vernichtenden Urteil: "Oben hui, unten pfui" und sie hatte wohl auch sehr recht. Schließlich einigten wir uns auf eine solide Etagenwohnung von 4 Zimmern im II. Stock eines Hauses in der Luisenstraße, die vom Brandenburger Tor nach der Station Charlottenhof hinausführte. Ich hätte fast lieber eine Wohnung in der etwas vornehmeren Villengegend des Nordens gehabt; aber eine alte Hofdame sagte: "In Potsdam sind alle Gegenden vornehm", und das beruhigte mich sehr. Fräulein Beyer gefiel Potsdam recht gut, und nach Abschluß des Mietkontraktes zum 1. Juni reiste sie wieder nach Breslau zurück, ohne sich Berlin anzusehen, das sie ja noch garnicht kannte und wozu ich ihr sehr geraten hatte, Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, promenierte ich mit ihr ^{also} doch wenigstens einmal unter die Linden.

Am 9. April war unsere alte Nachbarin, Baronin Schrötter-Wohnsdorf gestorben, was uns sehr betrückte. Besonders meine Mutter hatte sie immer hoch geschätzt. Sie war eine Gräfin Lehn-dorff aus dem wundervollen alten Steinort am Mauersee. In ihrer Jugend war sie der besondere Liebling des alten Kaisers und m.W. auch Hofdame gewesen. Sie war von einer betrickenden, herzengewarmen Liebengwürdigkeit, mit der sich eine würdevolle, natürliche Vornehmheit verband. So ging die alte Generation meiner Eltern in unserer Fiedland-Domnauer Gegend allmählich dahin, nachdem vor einigen Jahren schon Herr und Frau v. Stö^ah-Sporwitten, die nächsten Freunde meiner Eltern, Tante Sophiechen Wrangel aus Sehmen, Herr v. Braderlow-Sealau, Herr Gerlach-Klingenberg, Graf Kalnein-Schloß Domnau und so viel andere Nachbarn gestorben waren.

Der 1. Mai, bisher der "Proletarier-Feiertag aller Länder" und für uns national und monarchisch Gesonnene im wahrsten Sinne des Wortes das "rote Tuch", war zum Nationalfeiertag des deutschen Volkes erklärt worden. Dem wurde, wie an jedem richtigen Feiertag, durch Hauptgottesdienst in allen Kirchen Rechnung getragen. Ich war wieder in der überfüllten Nikolaikirche und hörte eine wundervolle Predigt von Görnand. Durch diesen eindeu-

Institut

tig christlich gefeierten Nationaltag des Volkes geriet ich wieder in eine etwas gehobene Stimmung und war mehr als geneigt, meine schweren Bedenken hinsichtlich der christlichen Grundeinstellung des Nationalsozialismus als Schwarzseherei zu belächeln. Und hatte ich nicht auch in Bezug auf die Gewalttätigkeiten der S.A. und die sogenannten "Jüdenverfolgungen" zu schwarz gesehen? Mein Gott, was waren bei den Revolutionen von links in Frankreich und in Russland für Greuelthaten passiert! Und dieser "Umbruch" des Volkes war ja auch eine Revolution, und es war bisher noch kein Tropfen Blut geflossen. Die Gewalttaten gegen einzelne Juden waren ja sehr bedauerlich, aber wie war es den Deutschen in Rußland ergangen! Diese Revolutionserscheinungen, die man jetzt erlebte, würden auch wieder abebben, und dann würde man befreit lachen über die düsteren Besorgnisse, die man gehabt hatte! Sehr beruhigend wirkte es, daß so etwa auch die allgemeine Stimmung war, die einem auf Schritt und Tritt entgegenschlug. Gerade in den Reihen der Nicht-Nationalsozialisten fand man jetzt oft viel glühendere Bewunderer von Adolf Hitler und handfestere Verteidiger von allem, was heute geschah, als bei vielen alten Parteigenossen. Juden sprach man ja allerdings nicht! Nur die alte, gute Fräulein Buddenbrock, mein "Potsdamer Schutzengel", blieb stur und verdamnte weiterhin den Nationalsozialismus erbarmungslos, obgleich sie eine so fromme, überzeugte Christin war, oder etwa gerade deswegen? Die Meldungen von Beamten und zumal Lehrern, die ich stoßweise unter meinen Eingängen fand, redeten gottlob eine andere Sprache. Sie zeigten darin der Regierung gehorsamst an, daß sie ihr christliches Herz entdeckt und an dem und dem Tage ihren Wiedereintritt in die Kirche vollzogen hätten. Da ja die Lehrer bekanntlich einen besonders guten Riecher für die "jeweils herrschende Stimmung" hatten, waren ihre Masseneintritte in die Kirche doch auch ein schlüssiger Beweis dafür die Christlichkeit des neuen Regiments, auch wenn Adolf Hitler selbst am Tage von Potsdam nicht den Gottesdienst besucht hatte! Großen inneren Auftrieb gab mir auch mein enger dienstlicher und außerdienstlicher Verkehr mit Graf Helldorff. Dieser war doch einer der nächsten Vertrauten des Führers, war hoher S.A.-Führer und galt sogar als einer der wildesten; und was für vernünftige, gemäßigte Ansichten hatte er, wie gut kam ich mit ihm aus, und wie unerschrocken ging er gegen alle Gesetzwidrigkeiten, selbst wenn sie von Seiten der Partei kamen, vor!

In gewissem Umfange galt dies auch von seinem baumlangen Freund dem Grafen Wedel, dem hiesigen Landrat und ehemaligen Gardes du corps. Mit den Offizieren seiner Schutzpolizei war ich bereits in ein fast so gutes, freundschaftliches Verhältnis wie mit denen in Breslau gekommen. Major Rossum hatte vorgeschlagen, mir von der berittenen Hundertschaft, die über ein ausgezeichnetes Pferdmaterial verfügte, ein Pferd stellen zu lassen, um öfters einmal ausreiten zu können. Dies tat ich auch, und bald machten wir beide fast täglich einen Erühritt in die schöne Potsdamer Umgebung.

Meine Alleinherrschaft neigte sich ihrem Ende zu. Zum Regierungspräsidenten war der Ministerialrat Fromm vom Reichsverkehrsministerium ernannt worden. Natürlich war er alter, bewährter Parteigenosse. Mir imponierte das bei Reichsbeamten nicht sonderlich; denn im Reich war den Beamten die Mitgliedschaft bei der nationalsozialistischen Partei niemals, wie das in Preußen der Fall war, verboten gewesen. Der neue Herr erschien denn auch bald, angetan mit einer braunen Uniform, geschneitelt und gebügelt, und war ungeheuer lebenswürdig. Seine Hauptsorge galt seiner feierlichen Amtseinführung, die durch den Oberpräsidenten und Gauleiter Kube erfolgen sollte. Mein Vortrag über die Verhältnisse im Regierungsbezirk interessierte ihn weniger, dafür aber desto mehr die Vorbereitungen für den Festakt seiner Einführung, wo er bis ins Einzelste alles genau anordnete und jede Phase dieser Zeremonie eingehend erörterte. Eine englische Königskrönung hätte nicht sorgfältiger eingeübt werden können, und am liebsten hätte er eine Generalprobe der ganzen Festlichkeit vorher veranstaltet. Sein drittes Wort war "nationalsozialistische Gesinnung", und er setzte mir gleich auseinander, daß er sich zwar über seine Ernennung zum Regierungspräsidenten sehr freue, aber ein Amt, das ihm von der Partei verliehen wäre, unendlich höher stelle. Ich weiß es nicht mehr, was er parteimässig für einen Rang bekleidete, und welch' schöne Titel er trug. Die Einführungszeremonie ging denn auch wie eine bessere Theateraufführung von statten, war völlig nationalsozialistisch aufgezo- gen, und die Antrittsrede des neuen Präsidenten triefte von Beteuerungen seiner nationalsozialistischen Gesinnung sowie Ergebenheitsbeteuerungen, Banksagungen und Treugelöbnissen gegenüber dem Gauleiter (nicht "Oberpräsidenten"), der Partei und ihrem unvergleichlichen Führer. Vom Staate und den Verpflichtungen

eines Staatsbeamten war mit keinem Wort die Rede. Ich hatte bis dahin tatsächlich noch nie Ähnliches gehört. Später sollte es mir geläufig werden! Ich sprach einige kurze Begrüßungsworte im Namen der Regierung, und Kube hielt eine kleine Parteireden. Der Beamte also künftig nicht mehr Diener des Staates, und des Volkes, sondern einer Partei! Mein Corpsbruder und politischer Oberzernent Freiherr v. Schenk sagte mir nachher: "Ihre Rede, Herr Vizepräsident, war recht gut, aber sie enthielt kein Wort vom Nationalsozialismus." Ich war damals noch naiv genug, um zu erwidern: "Ja, mein Gott, was hat denn die Begrüßungsansprache an einen neuen Regierungspräsidenten mit einer Partei zu tun?" "Sie haben vielleicht recht, Herr Vizepräsident," sagte Schenk, "aber der Oberpräsident war sicherlich anderer Ansicht."

Am 13. und 14. Mai, einem Sonnabend und Sonntag, war ein großer Bredow-Drägoner-Tag in Lützen, zu dem ich natürlich hinfuhr. Ich war glücklich, wieder einmal in dem lieben, elten schlesischen Nest zu sein und so viele alte Kameraden wiederzusehen, gerade auch von den Unteroffizieren und Mannschaften, Sechs Jahre Soldatenzeit, davon vier Jahre Krieg, bindet schon! Hier trat die vermalädeite Politik in den Hintergrund, man war wieder der jugendliche "Herr Leutnant" und ich war ganz traurig, als mich einige der Unteroffiziere und Drägoner mit "Herr Präsident" anredeten. Daß ich aber jetzt zu den "Prominenten" gehörte, merkte ich auch daran, daß ich im "grünen Baum"- für uns Bredow-Drägoner das erste Hotel Deutschlands- und nicht im Privatquartier untergebracht war, was immer nur bei den Honoratioren von Oberst aufwärts erfolgte. Der "grüne Baum" war aber tatsächlich auch etwas Besonderes und sein Ruf reichte weit über die Grenzen Lützens und sogar Schlesiens hinaus, wie es oft bei den Hotels, in denen die Offiziere bekannter Kavallerie-Regimenter kleiner Städte ausschließlich verkehrten, der Fall war. Vor allem zeichneten sie sich, wie insbesondere auch der "grüne Baum" durch erstklassige Küche und einen exquisiten Weinkeller aus. Der dicke Max Liebig, der sich völlig zum Regiment zugehörend betrachtete, und über alle Beschehnisse im Offiziercorp seit Jahrzehnten besser informiert war, als wir selbst, war aber auch die Krone aller Gastwirte, was entsprechend auch für seine Frau und deren Schwester galt. Von allen Offizieren sprach er grundsätzlich nur per Vor- oder Spitznamen. Mich nannte er von jeher "Exzellenz", warum, weiß ich nicht; vielleicht, weil ich damals als "Neffe des Kommandeurs" hier eintrat. Die Freude über

das Wiedersehen mit "Liebig Maxe" und seiner Enehälfte war jedenfalls immer auf allen Seiten groß. Da Lüben sich allmählich zum buen retiro für viele pensionierte Offiziere, Offizierswitwen und auch Herren und Damen vom Lande entwickelt hatte, gab es auch im Städtchen selbst noch ungeh^{er} viel Bekannte. Dazu gehörte insbesondere die gute Baronin Wechmar aus Zedlitz, Tante von Kuno Stutterheim, die sich hier in eine Villa zurückgezogen hatte, nachdem ihr einziger Sohn Zedlitz übernommen hatte. Wie viele nette, frohe Stunden haben wir 4ten Dragoner bei der guten "Muttel Wechmar" in Zedlitz verlebt! Ihre beiden Töchter waren auch mit Bredow-Dragonern verheiratet; die große, schlanke, bildhübsche Elli mit Graf Rothkirch-Pant^{en}au, rechtem Vetter von Konrad Cz^{et}tritz, Heinz Finckenstein u.s.w., der als einer der ersten meines Regiments in Belgien gefallen war, während sie selbst vor einigen Jahren als "Hausdame der Rittersakademie" Liegnitz in der Blüte ihrer Jahre starb; die zweite Tochter, Lotte, meine bevorzugte Tänzerin in den Lübener Jahren, mit Baron Failly, der 1/2 Jahre nach mir beim Regiment eingetreten war. Ihre beiden "Gebetbüch^{er}" stimmten nicht überein, was für Lotte manche Schwierigkeiten ergeben hatte; sie war aber evangelisch geblieben. Von meinen Altersgenossen unter den Regimentskameraden hauste als ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht Theo- mit vollem Namen Theodor Freiherr Geyr v. Schweppenburg immer noch in Lüben. Nur meine ehemalige "Schwadrons-Chefesse", Frau v. Bose, - genannt "Tönchen" oder "Tissel" wohnte jetzt leider nicht mehr hier, nachdem sie es vorgezogen hatte, in 2ter Ehe einen Dr. Steiner zu heiraten und sich von ihm wieder scheiden zu lassen.

Im Allgemeinen verlief der große Dragoner-Tag wie seine Vorgänger; nur ein großer und entscheidender Wandel war eingetreten: Der allbeliebte und stets eifrige Vorsitzende des Vereins, Graf Sauerma, war im Oktober 1931 heimgegangen und leitete nun nicht mehr die ganzen Festlichkeiten. Der gute "Brechtel" war eine Seele von Mensch, stocktaub, schrie daher wie ein Berserker und war mein besonderer Gönner. Wenn er mich traf, schlug er mir zunächst einmal freundschaftlich auf die Schulter, daß ich in den Knien zusammenklickte, und dann schrie er mir meist ein paar "Geheimnisse" in die Ohren, die in Liegnitz verstanden werden konnten. Die Gräfin, eine Nickisch und Cousine von Stephi Stutterheim, wohnte noch in Lüben und erfreute sich gleichfalls

allgemeiner Beliebtheit. An die Stelle von Brechtel war jetzt Exzellenz v. Mutius getreten, Vater des guten "Muz", meines Spezialfreundes, der als der Typ des netten, frohen Leutnants alter Schule bei der Reichswehr hier in Lüben stand. Die Gattin des Generals v. Mutius, geb. v. Saldern verehrte ich ganz besonders.

Am Samstag Abend war, wie stets, ein großer Bierabend mit allen Unteroffizieren und Mannschaften des Regiments sowie Vertretern der Reichswehr zusammen, wobei dann mit so unendlich vielen Kameraden, unter denen mein ehemaliger Bursche Paul Horn und der gestrenge Wachtmeister der "königlich 5ten" Giersberg an erster Stelle standen, Wiedersehen gefeiert und Kriegserinnerungen ausgetauscht wurden. Am Sonntag war zunächst Feldgottesdienst auf einem freien Platz, Umzug durch die festlich geschmückte Stadt, Offiziersdiner im "Grünen Baum" und Abends in mehreren Lokalen allgemeiner großer Tanz.

Unser allverehrter ehemaliger Regimentskommandeur im Kriege, Freiherr v. Bettendorff - der Nachfolger meines Onkel Walter - war natürlich auch erschienen. Als besondere Ehrung für ihn hatte ein "Künstler" vom Kameradenverein ein Riesenbild von ihm aus der Schlacht bei Horodenka, in der ich am 11. Mai 1915 verwundet worden war, angefertigt. Die Schlacht bei Horodenka war tatsächlich ein Ehrentag meines Regiments gewesen, obgleich es eine verlorene bataille war. Der russische Heeresbericht, den ich mir aufbewahrt hatte, besagte darüber: "Die am Dnjester eingetzte schlesische Kavallerie-Division opferte sich auf, um den oesterreichischen Rückzug zu decken." Dieses Kolossal-Gemälde nun, das Schauerlichste, was ich je erblickt habe, und in der Ausführung an einen Neuruppiner Bilderbogen erinnerte, stellte eine Episode aus der Schlacht dar, wie Oberst v. Bettendorf auf einem Feldherrnhügel, natürlich im wilden Kampfgewühl, mit ausgestrecktem Arm nach rückwärts deutet. In Riesenbuchstaben stand unter dem Kunstwerk: "Regimentskommandeur Oberst Freiherr v. Bettendorf in der Schlacht bei Horodenka den Befehl zum Rückzug erteilend." Bettendorf amüsierte sich höchlichst über dieses gut gemeinte Kunstwerk und sagte in seiner Rede, er danke herzlichst für die ihm zugedachte Ehrung, die den Vorzug des Originellen hätte; denn während sonst auf Schlachtbildern Regimentskommandeure ausnahmslos siegreich und vorwärts stürmend dar-

gestellt wären, sei hier einmal zur Abwechslung das Gegenteil im Bilde festgehalten worden. Allerdings müsse er gestehen, daß er sich tatsächlich nicht daran erinnern könnte, während der Schlacht jemals einen Befehl zum Rückzug gegeben zu haben. Es war nämlich bei diesem Gemälde auch der Gipfelpunkt der Komik, daß Bettendorff, der ein Draufgänger reinsten Wassers war, nicht nur nicht zur Zeit den Befehl zum Rückzug gegeben hatte - was wir ihm damals etwas versagten, - sondern daß er im Gegenteil die zurückgehenden Gruppen entsetzlich anschrie und wieder nach vorn jagte. Ich erlebte noch eine derartige Greuelszene mit ~~dem~~. Zufällig hatte ich in meiner Stellung den allgemeinen Rückzug und die Umgehung durch die Russen nicht bemerkt, so daß ich mit meinen Leuten als einer der letzten zurückging; deswegen konnte ich die sehr kräftigen Anschreier des Kommandeurs wirklich nicht auf mich beziehen, fühlte mich aber doch etwas getroffen. Abends belobte mich Bettendorff feierlich für unser langes Ausharren und sagte, daß sein Anpfiff natürlich nicht mit und meinem Zuge gegolten hätte. "Es sah aber verdammt danach aus, Herr Oberst", sagte ich noch etwas pikiert zu seinem Vergnügen. Diese Reminiscenzen frischten wir am heutigen Tage auf, und dabei sagte ich etwas roh und lieblos: "Und nun sind Herr Oberst bis in die fernsten Zeiten durch ein herrliches Kunstwerk als der Rückzugsbefehlgebende Regimentskommandeur verewigt."

Für den Umzug durch die Stadt, auf den die Dragoner ganz besonderen Wert legten, hatte ich mir einmal wieder meinen Cylinder, in meinen Augen ein schreckliches Möbel, das ich nur sehr ungern trug, hervorgeholt und schritt feierlich neben meinem Vetter Ernst Stutterheim, der noch bei der Reichswehr stand, im Zuge hinter schmetternder Musik dahin. "Die Russen waren doch damals im Kriege auch in Sophienthal?" sagte Ensi plötzlich mit teilnehmender Stimme. "Ja, natürlich," antwortete ich erstaunt, "aber wie kommst Du jetzt darauf?" Mit noch größerer Teilnahme im Tonfall sagte Ensi sanft: "Nicht wahr, dabei ist den Russen auch Dein Cylinderhut in die Hände gefallen?" Ich besah ihn mir nachher und mußte, obgleich ich etwas eingeschneppt über die dumme Bemerkung war, meinem Vetter innerlich rechtgeben.

Am 21. Mai machte ich die Hochzeit meiner Nichte Wilhelmine, der zweiten Abbarter Tochter, die Friedrich Heye-Wulzen, Gutsbesitzer im Hannöverschen heiratete, in Berlin mit. Die Trauung fand in der Kirche des Elisabeth-Krankenhauses unter schönem

Chorgesang der Schwestern statt, das nachfolgende Hochzeitsdiner in dem recht eleganten Landwehrkasino in der Nähe des zoologischen Gartens. Der Bräutigam und seine Familie machten einen hervorragend netten Eindruck. Mit dem ehemaligen Chef der Heeresleitung, Generaloberst Heye, war er entfernt verwandt. Die Menukarten waren noch mit den Bildern von Abbarten geschmückt, und diese Erinnerung an versunkene Pracht wirkte doch ein wenig wehmütig. Die Braut gehörte zu den wenigen Sterblichen, bei denen ein ganzes Regiment - nämlich die dritten Grenadiere in Königsberg - Paten gestanden hatte. Das Offiziercorps des Regiments hatte auch stets regen Anteil an Wilhelminchens Werdegang genommen und ihr schöne Patengeschenke gemacht.

Am 1. Juni, kurz vor Pfingsten, dem "lieblichen Fest", hielt Fräulein Beyer mit sämtlichen Sachen ihren Einzug in Potsdam. Eine Breslauer Speditionsfirma hatte den Umzug, der glatt von statten ging, übernommen. Sehr geschulte Packer führten die Einräumung durch, ein Zimmerdekorateur die Aufstellung der Möbel, Anbringung der Bilder und was sonst zur Einrichtung einer Wohnung gehört. Fräulein Beyer schuftete zusammen mit einer Aufwarte frau wie ein Pferd. Andere hatten die Arbeit, ich elbst das Vergnügen; denn diese Einräumung "meiner" ersten Wohnung machte mir einen Riesenspaß. Ich freute mich geradezu kindlich, nun endlich selbst Wohnungsinhaber zu sein und alles nach meinem Geschmack anordnen zu können. Ich mußte auch sagen: Alles war wirklich sehr hübsch. Nun war ich Hausherr in meinen 4 Wänden! Die Einrichtungsstücke reichten vollkommen für 4 Zimmer. Nach der Luisenstraße zu lagen mein Wohn- und Schlafgemach; dann kam ein sogenanntes "Berliner Zimmer" mit Eckfenster nach dem Hof, das als Esstube eingerichtet wurde, und dahinter lag Fräulein Beyers Gemach mit einem schönen Blick auf den See, der sie sehr entzückte. Zu ihrer Hilfe wurde eine Aufwarte frau angagiert, die sehr "Balinsch" sprach, aber ein recht tüchtiges Wesen war. Das erste Mittagmahl in "meinem" Eszimmer machte mir ungeheuren Eindruck. Daß alle Sachen zum weit aus Überwiegenden Teil nicht mir, sondern Fräulein Beyer gehörten, störte weder diese noch mich. Plötzlich machte aber die Regierungshauptkasse Schwierigkeiten wegen der Auszahlung der sehr erheblichen Umzugskosten, und zwar mit der Begründung, die Kosten dürften nur für den Transport eigener Möbel erstattet werden. Guter Rat war teuer; aber schnell fanden wir einen Ausweg. Durch feierlichen, schriftlichen Vertrag übereignete mir "Berthel" ihre sämtlichen, von Herrn v. Pannwitz ererbten Möbel, und so konnte

ich mit gutem Gewissen erklären, daß die Einrichtungsstücke mir gehörten, und zudem war ich über Nacht Eigentümer einer kompletten Wohnungseinrichtung geworden. Ganz wohl war mir allerdings bei diesem "Übereignungsvertrage" nicht zu Mute, denn einmal kam ich mir wie ein Erbschleicher vor, der das gute, harmlose Fräulein Beyer um sein Hab und Gut betrügt, und zum anderen tauchte aus meinem Studium der Jurisprudenz nebelhaft ein Rechtsgrundsatz im Gedächtnis auf, wonach Scheinverträge nichtig sind. Mein Freunde lachten über diese Gewissenbedenken, und Fräulein Beyer versuchte, sie damit zu zerstreuen, daß ich ja so wie so einmal die Möbel von ihr erben würde und auch jetzt schon gewissermaßen ihr Eigentümer wäre; daher sei es auch nicht einmal ein Scheinvertrag. Ich muß auch gestehen, daß ich nicht allzu lange und schwer an diesen Gewissenskonflikten litt.

Zu Pfingsten, das auf den 4. und 5. Juni fiel, fuhr ich alter Tradition gemäß zu meinen Freunden Finckenstein nach Tschistey, wo ich n.W. zum ersten Mal in meiner neuen Präsidentenwürde war. Die Reise von Potsdam war nur ein wenig länger und umständlicher als bisher von Breslau aus; aber sonst verlief alles in gewohnter Weise. Der gute Hermann stolperte noch ein wenig über den schwierigen Titel "Regierungsvizepräsident", und dem alten Kutscher ging es ebenso; aber allmählich gewöhnten sie sich auch daran, und als Hermann am Pfingstmontag morgens mit dem mir jetzt schon durchaus verständlichen "Tänigst frost Heerevipsäsent" mein Zimmer betrat, bewunderte ich geradezu seine Gewandtheit und Zungenfertigkeit. Alles war wie sonst in dem alten Tschistey: das ganze Schloß roch nach Pfingsten, die "achtigallen schmetterten in dem dichten Gebüsch vor meinem Fenster, Herthel waltete als sorgende Hausfrau, und am ersten Feiertag vormittags rollten wir in der alten Donnerkutsche nach Sandenwalde zur Kirche, wo uns Goßlers und Waldows schräg gegenüber saßen, wo wir sangen "O heiliger Geist, kehr bei uns ein", und wo die Predigt mit einigen Variationen wohl auch die gleiche war wie an den früheren Pfingsttagen. Der alte Graf war zu mir freundlich und gütig wie stets und freute sich anscheinend, daß ich auch von Potsdam aus den Weg hergefunden hatte. Von Politik wurde verhältnismäßig wenig gesprochen; mit "einz vertrug ich mich gut, doch vermied ich es, ihm allzu offen meine Erfahrungen mit der S.A. zu schildern, aus Furcht, ihn zu kränken. Ich wußte ja, daß er im Grunde genau so dachte wie ich, nur daß bei ihm die Enttäuschungen, die er nie

zugegeben hätte, sicherlich viel tiefer gingen als bei mir; denn auch ich hatte zwar große Hoffnungen auf den Nationalsozialismus gesetzt, aber ich hatte mich ihm nicht wie einer neuen Lebensoffenbarung oder gar wie einer Religion verschrieben.

Ich hatte zu dieser kurzen Pfingstreise nach Schlesien keinen besonderen Urlaub genommen, sondern nur um Dienstbefreiung für den Pfingstsonnabend gebeten, so daß ich am 2ten Feiertag in der Frühe schon wieder abreisen mußte. In Breslau hatte ich ein paar Stunden Aufenthalt. Ich bummelte durch die alt-bekanntesten Straßen und, als die Glocken feiertäglich zum Hauptgottesdienst riefen, ging ich in die Johanniskirche und hörte eine erstklassige Predigt. Was mir bei dem Gottesdienst an jenem sommerlich heiteren 2ten Pfingsttage 1933 den größten Eindruck machte, war, daß die riesige, moderne Kirche so überfüllt war, daß sogar die Gänge gedrängt voller Menschen standen und ich nur vom geöffneten Portal aus an ihm teilnehmen konnte. Wieder einmal ein Beweis für den "Umbruch" des Volkes und seine Wendung zu dem "Einen, was not ist."

Wie schön war meine Heimkehr nach dem lieben Potsdam in meine schöne Wohnung an einem schönen, sommerlich warmen Frühlingsabend nach einer schönen Pfingstreise! Ja, alles war in der Tat schön, und ich war mir dessen voll bewußt. Mit dem neuen Regierungspräsidenten kam ich ganz gut aus. Wenn mir seine Art auch nicht sehr lag, so war er doch stets äußerst höflich und lebenswürdig und ließ mir in meiner Arbeit völlig freie Hand. In ihr fand ich volle Befriedigung, aber ich ging absichtlich nicht in ihr auf, sondern ließ mir noch genügend Zeit zu anderen erfreulichen Dingen, angefangen mit den herrlichen Morgenritten in die bezaubernde Umgebung der Residenzstadt, auf denen mich der nette Major Rossum stets begleitete, bis zu den vergnügten Abenden in Berlin oder Potsdam bei Bekannten oder mit guten Freunden in meiner hübschen, gemütlichen Wohnung. Ja, ich war durchaus zufrieden mit mir selbst, mit meinem Geschick und in Großen und Ganzen auch mit der Welt, die allerdings immer noch kleine Schönheitsfehler zeigte; aber auch die würden ja hoffentlich bald vergehen! So lebte ich zufrieden dahin und hatte nur den einen Wunsch, daß es immer so bleiben möge. In diesem Sinne lauteten auch die Briefe an meinen Vater, meine Schwestern und Onkel Werner in Waldeck; denn das vollendete ja erst das Glück, daß ich Menschen hatte, denen ich es mitteilen konnte, und die sich daran erfreuten. Ja, das Leben war in jeder Beziehung schön geworden!